

Andrea Grünhagen

Glaube
Hoffnung · Liebe



Gedanken zum Kirchenjahr

↑↓ Sola-Gratia-Verlag

Andrea Grünhagen
Glaube Hoffnung Liebe

Andrea Grünhagen

Glaube Hoffnung Liebe

Gedanken zum Kirchenjahr



Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme)

2024

www.sola-gratia-verlag.de

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-948712-27-3

Bibelzitate nach Lutherbibel revidiert 2017, Deutsche Bibelgesellschaft
Stuttgart

Gesangbuchquellen:

ELKG¹ = Evangelisch-Lutherisches Kirchengesangbuch der SELK,
Hannover / Göttingen / Groß Oesingen, erschienen 1987

ELKG² = Evangelisch-Lutherisches Kirchengesangbuch der SELK,
Hannover / Stuttgart, erschienen 2021

Titelbild: „Die Beweinung Jesu“, Skulptur von Hans Olmützer (um
1500), Salbungskapelle in der Anlage Heiliges Grab in Görlitz; Foto:
Frank Vincentz 2010 (Ausschnitt) / Wikimedia Commons

Inhalt

Vorwort.	9
1. Advent (Psalm 24,7).	11
2. Advent (Jesaja 63,15; Jesaja 64,3b)..	13
3. Advent (Römer 15,12; Jesaja 11,10).	16
4. Advent (Jesaja 11,10)..	19
Heiligabend (Galater 4,4-5).	24
Weihnachten (Johannes 1,14)..	26
1. Sonntag nach dem Christfest (Lukas 2,34-35).	28
Silvester (ELKG ² Nr. 378,1).	30
Neujahr (Philipper 2,9-11).	32
2. Sonntag nach dem Christfest (Lukas 2,51).	36
Epiphania (Jesaja 60,2-3).	38
1. Sonntag nach Epiphania (ELKG ² Nr. 208).	41
2. Sonntag nach Epiphania (Johannes 2,11).	44
3. Sonntag nach Epiphania (Rut 1,16)..	47
Letzter Sonntag nach Epiphania (Matthäus 17,2)..	50
5. Sonntag vor der Passionszeit (1. Korinther 1,9).	53
4. Sonntag vor der Passionszeit (Matthäus 14,31).	55
3. Sonntag vor der Passionszeit (Daniel 9,18)..	59

2. Sonntag vor der Passionszeit (Hesekiel 2,1).	61
Sonntag vor der Passionszeit (Markus 8,32-33).	65
Aschermittwoch (Matthäus 9,15).	68
Invokavit (Hiob 2,10).	70
Reminiszere (1. Könige 19,7-8).	73
Okuli (Psalm 25,15).	77
Lätare (Jesaja 66,13).	79
Judika (Johannes 19,5).	82
Palmsonntag (Johannes 12,12-13).	85
Gründonnerstag (1. Korinther 10,16-17).	88
Karfreitag (Johannes 19,19).	91
Karsamstag (Johannes 19,40).	94
Osternacht (Matthäus 28,2-3).	98
Ostersonntag (2. Mose 14,13-14).	100
Ostermontag (Johannes 20,13).	103
Quasimodogeniti (Jesaja 40,26).	106
Miserikordias Domini (1. Petrus 5,2-3).	109
Jubilate (2. Korinther 5,17).	113
Kantate (Kolosser 3,16-17).	116
Rogate (Johannes 16,28).	119
Christi Himmelfahrt (Lukas 24,50-53).	122
Exaudi (Johannes 16,13).	125
Pfingstsonntag (Johannes 14,26).	127

Pfingstmontag (Römer 8,2)	130
Trinitatis (4. Mose 6,24-26).	132
1. Sonntag nach Trinitatis (Lukas 10,16)..	135
2. Sonntag nach Trinitatis (1. Korinther 14,3-4).	138
3. Sonntag nach Trinitatis (Lukas 15,7.10).	141
4. Sonntag nach Trinitatis (1. Mose 50,19-20).	144
5. Sonntag nach Trinitatis (1. Korinther 1,25).	147
6. Sonntag nach Trinitatis (Jesaja 43,1-3a).	150
7. Sonntag nach Trinitatis (Johannes 6,11).	153
8. Sonntag nach Trinitatis (1. Korinther 6,19-20).	156
9. Sonntag nach Trinitatis (1. Könige 3,9)..	159
10. Sonntag nach Trinitatis (Römer 9,4-5).	162
11. Sonntag nach Trinitatis (1. Petrus 5,5b)..	165
12. Sonntag nach Trinitatis (Psalm 147,3-5).	167
13. Sonntag nach Trinitatis (1. Mose 4,9).	170
14. Sonntag nach Trinitatis (1. Thessalonicher 5,16)..	172
15. Sonntag nach Trinitatis (Matthäus 6,34).	175
16. Sonntag nach Trinitatis (Klagelieder 3,31)..	178
17. Sonntag nach Trinitatis (1. Johannes 5,4c)..	180
18. Sonntag nach Trinitatis (Jakobus 2,17).	183
19. Sonntag nach Trinitatis (Jesaja 38,16)..	186
20. Sonntag nach Trinitatis (1. Korinther 7,29-31).	189
21. Sonntag nach Trinitatis (Matthäus 5,46-47).	192

22. Sonntag nach Trinitatis (Jesaja 44,22).....	193
23. Sonntag nach Trinitatis (Römer 13,3).	197
24. Sonntag nach Trinitatis (Prediger 3,1.13).....	200
Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr (Lukas 17,24).....	202
Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr (2. Korinther 5,7).	204
Buß- und Bettag (Jona 1,1-2).	207
Ewigkeitssonntag (Matthäus 25,13).	210

Feste und Gedenktage:

02. 02.: Darstellung des Herrn (Lukas 2,30.32).	213
25. 03.: Ankündigung der Geburt des Herrn (Lukas 1,48-49).	216
24. 06.: Tag der Geburt Johannes des Täufers (Johannes 3,30).....	218
25. 06.: Gedenktag der Augsburgerischen Konfession (1. Tim. 6,12).	221
02. 07.: Tag des Besuchs Marias bei Elisabeth (Lukas 1,45).	223
29. 09.: Tag des Erzengels Michael und aller Engel (Ps. 103,20-21).	226
31. 10.: Gedenktag der Reformation (Galater 5,1).	229
01. 11.: Allerheiligen (Offenbarung 7,13-15).	232
Missionsfest (Jesaja 45,20.22).	236
Erntedankfest (Psalm 104,13-15).	238

VORWORT

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

1. Korinther 13,13

Dieses Vorwort ist kurz. Es beantwortet vier Fragen, die möglicherweise niemand stellt. Aber ich bin der Meinung, dass es gut wäre, diese Antworten zu geben.

1. Was ist auf der Umschlagseite abgebildet?

Die Abbildung zeigt eine Skulptur, die in Görlitz auf dem Gelände des sog. „Heiligen Grabes“ (das ist ein Nachbau der heiligen Stätten in Jerusalem in verkleinertem Maßstab aus dem Mittelalter) zu sehen ist. Sie wurde von Hans Olmützer um 1500 geschaffen und trägt den Titel „Die Beweinung Jesu“. Es bleibt ein Geheimnis, ob der Künstler Maria, die Mutter Jesu, oder Maria Magdalena, die den toten Jesus salbt, darstellen wollte. Für welche Deutung ich mich entscheide, können Sie bei den Gedanken zum Karsamstag lesen.

2. Warum heißt dieses Buch „Glaube Hoffnung Liebe?“

Dieser Dreiklang kommt oft in dem vor, was ich schreibe, weil ich gerne auf diese Weise zu fassen suche, was geistliches Leben als Christ meint. Die drei gehören zusammen in der Weise, dass eins immer Auswirkungen auf die anderen hat und sie auch nie ohne einander sind. Sie stärken oder schwächen sich gegenseitig. Glaube, Liebe und Hoffnung sollen und können wachsen, weil sie etwas Lebendiges und Dynamisches sind. Ich wünsche mir, dass dieses Buch allen hilft, in diesem Sinne zu wachsen. Sie haben auch gemeinsam, dass sie nicht an der Grenze des Todes enden. Deshalb meine ich, dass das Bild gut zum Titel passt. In der Ewigkeit werden wir allerdings vom Glauben zum

Schauen kommen und die Hoffnung wird sich erfüllen – dann braucht es nur noch die Liebe, und da wird sie vollkommen sein.

3. Was hat das mit dem Kirchenjahr zu tun?

Wir heutigen Menschen arbeiten mit den verschiedensten Kalendern und folgen ganz unterschiedlichen Rhythmen im Jahreslauf. Für die einen sind die Schulferien ganz wichtig, andere orientieren sich an der Bundesliga und ihren Spielen, es gibt das Geschäftsjahr, der Tourismus kennt den Wechsel zwischen Haupt- und Nebensaison. Als Christen folgen wir neben – oder besser: hinter all den säkularen Terminen dem Kirchenjahr, das uns immer wieder neu in die Offenbarung der Heilsgeschichte und in wichtige Glaubens Themen hineinführt. Es bildet einen heilsamen Wechsel von Fastenzeiten und Festzeiten, von Feiertagen und Gedenktagen, von Sonntag und Werktag. Jeder Gottesdienst an all diesen Tagen hat eine eigene Prägung, ein bestimmtes Thema. In diesem Buch finden sich dazu Gedanken, die ein Miterleben des gottesdienstlichen Jahres erleichtern sollen. Man kann sie zur Vorbereitung auf den entsprechenden Gottesdienst lesen, aber auch im Rahmen einer Andacht am entsprechenden Tag, alleine oder in Gemeinschaft.

4. Was steht zwischen den Zeilen?

Erfahrungsgemäß steht zwischen den Zeilen ziemlich viel. Es wird immer wieder etwas sichtbar von dem, was ich erlebt habe, oder von Menschen, die mir wichtig sind – allerdings in sehr allgemeiner Weise. Es wird dabei natürlich etwas sichtbar von mir oder meiner Glaubenserkenntnis; ich zeige etwas, aber ich möchte nicht mich zeigen. Vielleicht ist die Tatsache, dass hinter den Gedanken gelebtes und zum Teil erlittenes Leben steht, für einige, die das Buch lesen, eine Hilfe.

Allen, die es lesen, wünsche ich Gottes Segen und einen geistlichen Nutzen davon!

Hannover, am Tag des Erzengels Michael 2024

Andrea Grünhagen

1. Advent

Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe!

Psalm 24,7

„Weißt du was? Ich muss nur noch sechs Mal schlafen.“ Aufgeregt hüpfte der kleine Sohn meiner Bekannten vor mir auf und ab.

„Und dann?“, fragte ich.

„Dann ist der 1. Advent!“

Ich kann den Jungen so gut verstehen. Ich zähle auch oft die Tage bis zum Advent und nicht bis Weihnachten. Schade, dass „Vor-Adventskalender“ noch nicht erfunden wurden. Das ist zwar liturgisch und theologisch alles höchst zweifelhaft, aber das Gefühl der Erwartung ist trotzdem richtig. Das Kind wusste eben, dass sich in besagten sechs Tagen das große Tor zu den Herrlichkeiten der Adventszeit für ihn auftun würde, aber eben dann und nicht schon vorher. Ein Hoch auf Eltern, die ihren Kindern ein „Noch-nicht“ zumuten!

Dabei kann ich mich gut daran erinnern, wie ich selbst als Kind gebettelt habe, doch bitte schon vor dem 1. Advent Weihnachtslieder hören zu dürfen. Waren es nur noch „sechs Mal schlafen“, stiegen die Chancen jedenfalls, dass ich das durfte. Das gesellschaftliche Gezerre um die Frage, wann Weihnachtsmärkte öffnen dürfen und die Adventsbeleuchtung in den Städten einzuschalten ist, erinnert mich manchmal daran.

Dabei sollte es doch eigentlich um etwas ganz anderes gehen. „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch...“ heißt es in Psalm 24, und danach wurde auch das Lied „Macht hoch die Tür, die Tor macht

weit“ gedichtet (ELKG² Nr. 308). Dieses Türaufmachen ist ein Vorgang, dessen Beginn man nicht unbedingt auf den Vorabend des 1. Advent um 18 Uhr datieren muss. Wichtiger ist, dass er stattfindet. Er ist unabhängig von Äußerlichkeiten. Wie oft werden Häuser und Straßen aufwändig geschmückt wie für einen besonderen Gast, ohne dass jemand den Gast wirklich erwartet. An der äußerlichen Vorbereitung liegt es nicht. Jesus kann auch zu uns kommen, wenn wir es nicht geschafft haben, Kekse dafür zu backen.

Andererseits kann jeder sichtbare Hinweis ein Zeichen der Vorbereitung sein, mit dem richtigen Vorzeichen sozusagen. Als der Psalm 24 geschrieben wurde, hatten die Menschen die großen Tore des Tempels in Jerusalem vor Augen. Wer mag, kann diesem Bild mal nachsinnen.

Und dann ist da diese persönliche Frage: wo kann oder muss oder will ich Türen für den aufmachen, der an Weihnachten kommt? Sind das die verriegelten Angttüren? Oder die Tore zu den Chaos-Ecken des Lebens? Oder die Durchgangstüren zu den verkorksten Beziehungen? Vielleicht aber auch die auf Hochglanz polierten Vorfreudeportale?

Darum ein Vorschlag für diese Adventszeit von mir für Sie: fünf Minuten jeden Tag mit der Liedstrophe: „Komm o mein Heiland Jesus Christ, meins Herzens Tür dir offen ist. Ach zieh mit deiner Gnade ein; dein Freundlichkeit auch uns erschein. Dein Heil'ger Geist und führ und leit, den Weg zur ewgen Seligkeit. Dem Namen dein, o Herr, sei ewig Preis und Ehr.“ (ELKG² Nr. 308,5) Und ein paar Gedanken dazu über die Türen Ihres Lebens. Setzen Sie das an die erste Stelle ihrer To-do-Liste der Weihnachtsvorbereitungen!

Es ist nicht so, dass Gott erst kommt, wenn wir in Vorleistung getreten sind. Manche Herzenstüren lassen sich sowieso nur von außen öffnen. Das trauen wir ihm zu und sehen, was in dieser Adventszeit passiert. Gottes Segen dafür wünsche ich Ihnen.

2. Advent

So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht? Deine große, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich.

Jesaja 63,15

Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren.

Jesaja 64,3b

Da haben wir es wieder, dieses Wörtchen „harren“! Das Sprichwort sagt: „Hoffen und Harren macht manchen zu Narren!“ Ja, manchmal hofft und wartet man vergeblich. Aber wäre es deshalb klüger, gleich aufzugeben? Nichts mehr zu erhoffen für sich und andere? Nicht vertrauensvoll abzuwarten, sondern alles sofort selbst in die Hand zu nehmen? Wäre es besser, niemandem mehr zu vertrauen und keinem etwas zuzutrauen? Auch Gott nicht? Wo die Verzweiflung zu groß wird, kann es passieren, dass einem solche Gedanken kommen.

Eine sehr düstere Situation spiegeln auch die obenstehenden Bibelworte wider. Der Prophet Jesaja fasst die Stimmungslage seines jüdischen Volkes angesichts des Exils in Babylon und des zerstörten Tempels von Jerusalem in Worte. Schon allein das kann für hoffnungslose oder missgestimmte Menschen ja schon eine Hilfe sein, wenn jemand Worte für ihre Stimmung findet. Allerdings ist nicht Resignation hier bei Jesaja die Ausgangslage, sondern Wut. Im Grunde schreit der Prophet nicht zu Gott, sondern er schreit ihn an: „Gott, du bist so weit weg! Irgendwo im Himmel. Schau doch endlich mal auf uns herunter und sieh unsere Misere an! Weißt du eigentlich, wie es mir gerade geht? Und wenn du es vielleicht weißt, warum tust du nichts? Was ist

mit deinem Eifer – willst du nicht helfen? Und mit deiner Macht – kannst du nicht helfen? Du, der barmherzige Gott, lässt mich nur Härte spüren!“

Wer so schreit, der erwartet wenigstens noch etwas von Gott, wahrscheinlich gegen den äußerlichen Augenschein und völlig irrational. Ein Narr. Und schier undenkbar ist auch, was Jesaja dann von Gott will: Dass er seine heilige, herrliche Wohnung verlässt und heruntersteigt auf dies Erde, in dieses Elend, dass er endlich kommt: „Ach, dass du den Himmel zerrisest und führst herab, dass die Berge vor dir zerflößen...“ (Jesaja 63,19) Gedacht ist bei Jesaja an ein Kommen Gottes zum Gericht über Israels Feinde. Das Maß des Erträglichen ist voll. Gott soll endlich kommen und eingreifen. Aus einer ähnlich bedrückenden Lage ist das Lied „O Heiland reiß die Himmel auf“ (ELKG² Nr. 307) von Friedrich Spee gedichtet worden, der sich dabei von den Worten Jesajas inspirieren ließ, weil sie auch seine Gefühle ausdrückten.

Als Christen wissen wir, dass Gott tatsächlich gekommen ist. Dass er tatsächlich aus der Ewigkeit in die Zeit gekommen ist. Dass er das Leid und den Tod nicht nur angesehen, sondern bis zum letzten erlitten hat.

Er hat sehr grundsätzlich eingegriffen in seinem Sohn Jesus Christus.

Weil das wahr ist, weil er sich unüberbietbar als barmherzig erwiesen hat, deshalb haben wir Hoffnung für Zeit und Ewigkeit. Ja, in der Zeit, in dieser Zeit und für unser Leben auch. Für das Leben vor dem Tod sozusagen. Manchmal möchten wir Gott vielleicht auch einfach nur noch anschreien. Manchmal wollen wir uns vielleicht einfach schweigend und enttäuscht abwenden. Die Antwort auf Enttäuschung ist oft Schweigen, weil Wut zu viel Kraft kosten würde.

Der Prophet hat Worte gefunden für seine Klage, viele Worte. Und irgendwann ist er dann so weit, sich wieder zur Hoffnung durchzuringen. Was gibt ihm Hoffnung? Die Gewissheit, dass Gott uns wohl

tun kann über alles hinaus, was die bisherige Erfahrung uns lehrt: Dass die, die auf Gott warten, eine Wendung ihres Elends erleben werden. Wann und wie und ob nicht doch manchmal erst in der Ewigkeit, das wissen wir nicht. In den Bibelworten für dies Andacht klingt noch ein anderes Lied an, vielleicht ist es Ihnen schon gleich in den Sinn gekommen: „Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat mehr gehört solche Freude. Des jauchzen wir und singen dir das Halleluja für und für.“

Deshalb: Bloß nicht aufhören zu „harren“, sonst könnte man ja die Freude verpassen!

3. Advent

Und wiederum spricht Jesaja: „Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isais, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.“ Römer 15,12

Und es wird geschehen zu der Zeit, dass die Wurzel Isais dasteht als Zeichen für die Völker. Nach ihm werden die Völker fragen, und die Stätte, da er wohnt, wird herrlich sein. Jesaja 11,10

Als Kind habe ich im Dom in Limburg oft vor einem Wandbild gestanden. Es zeigt kunstgeschichtlich gesprochen das Motiv der „Wurzel Jesse“ und ist ein gotisches Wandfresko. Das wusste ich natürlich damals alles nicht. Mir gefiel nur so gut an diesem meinem Lieblingsbild, dass Jesus darauf als Kind abgebildet ist. Ein Kind mit Mama und Papa (Maria und Josef), Oma und Opa (Anna und Joachim), Tante und Onkel (Elisabeth und Zacharias) und einem Cousin (Johannes der Täufer, auch ganz richtig ein bisschen älter dargestellt als Jesus). Und Spielkameraden hat das Jesuskind auf dem Bild auch, nämlich Jakobus und Johannes mit ihren Eltern, die auch abgebildet sind. Und Vorfahren hat Jesus, das hatte ich verstanden, sobald ich ungefähr wusste, was ein Stammbaum ist. Einen Baum gibt es da nämlich zu sehen, der wächst aus einem schlafenden Mann namens „Jesse“ heraus. Jesse kannte ich aus dem Lied „Es ist ein Ros entsprungen“ (ELKG² Nr. 339) – dass der eigentlich Isai heißt, dämmerte mir erst viel später. Isai ist der Vater von David (klar, König mit Harfe), dann kommt Salomo und dann immer so weiter. Ganz oben sieht man Maria, die das Jesuskind hochhält. Nur zu gerne hätte ich gewusst, warum Jesse schläft auf dem Bild.

Heute erschließt sich mir viel mehr, wenn ich dieses Fresko betrachte, weil ich die biblischen und künstlerischen Hintergründe kenne. Dass der Ururur... (28 mal „Ur-“, der Evangelist Matthäus hat nachgezählt!) -großvater Jesu schläft (oder träumt?), deutet ein Geheimnis an.

Als Paulus seinen Brief an die Gemeinde in Rom schrieb, dachte er auch über dieses Geheimnis nach. Er stellt die Frage, wie das eigentlich mit dem Zusammenwachsen von solchen Gemeindegliedern, die Juden sind, und solchen, die aus anderen Völkern kommen, werden kann. Zunächst einmal ist ja klar: Gott hat sich sein Volk, also die Juden, ausgewählt und er hat ihnen „Verheißungen“ gegeben. Das ist ein altmodisches Wort. Ein amerikanischer Austauschstudent löste mit dem Satz: „Du hast verheißend, mir das Buch zurückzugeben“ ungewollte Heiterkeit aus. Gedacht hat er an „promise“; wir würden sagen: „Versprechen“. Was Gott im Alten Testament zusagt, heißt mit deutschem Fachbegriff „Verheißung“, aber auf Englisch auch „promise“. Und vielleicht macht uns dieses sprachliche Missverständnis die Sache etwas klarer. Gott hat Versprechen gegeben. Nun ist es bei einem Versprechen auch wichtig, wem es gegeben wurde. Und da sagt Paulus: Gott hat seinem Volk, den Juden, diese Versprechen gemacht. Ihnen hat er den Messias verheißend. Was machen wir da eigentlich, wenn wir diese Versprechen nun auch auf die Christen aus den Heiden beziehen? Der jüdische Theologe Paulus kommt zu dem Schluss, das sei legitim und möglich, weil Gott auch den Heiden Verheißungen gegeben hätte. Nämlich, wie er in dem obengenannten Vers sagt, dass die Heiden auch auf den Spross Isais hoffen und nach ihm fragen werden. Die Rettung kommt durch den Messias aus dem Hause Davids.

Was Paulus in seiner Zeit nur ahnte, war, dass bis heute nur ein Teil des jüdischen Volkes die Verheißungen auf Jesus beziehen würde. Die einen, also die Christen, bekennen: es ist richtig, auf dem Gemälde von der Wurzel Jesse Maria mit dem Jesuskind an die Spitze zu malen. Er ist der Löwe aus dem Stamm Juda, dem die Völker anhangen sollen (1. Mose 49,9-10), er ist der aufgehende Stern aus Jakob (4. Mose 24,17),

er ist das Reis (meint „dünner Ast“, wie in Reising) aus dem Stamm Isais (Jesaja 11,1), er ist der gerechte Spross Davids (Jeremia 23,5). Noch kann Israel in seiner Gesamtheit das nicht so sehen, und das sollten wir Christen aus den Heiden nicht vergessen, wenn wir zu Weihnachten wieder die Verheißungen hören. Vielleicht ist das der Grund, warum Jesse auf dem Bild noch schläft. Vielleicht träumt er aber auch schon die Zukunft. Vielleicht sieht er im Traum schon Maria mit dem Christuskind. Das Wunderbare an dieser Verheißung vom Spross Isais ist, das Christus selbst ganz am Ende in den letzten Zeilen des Neuen Testaments sie bestätigt: „Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt, euch dies zu bezeugen für die Gemeinden. Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der helle Morgenstern.“ (Offenbarung 22,16) Er ist Spross und Wurzel Davids zugleich, wie er auch als Abrahams Nachkomme sagen konnte: „Ehe Abraham wurde, bin ich.“ (Johannes 8,58)

Es ist eine schöne adventlich Übung, über dieses Bild vom Wurzelstock, aus dem ein frischer grüner Zweig hervorstößt, einmal nachzusinnen.

4. Advent

Maria aber sprach: Siehe ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Und der Engel schied von ihr. Lukas 1,38

„Der Engel schied von ihr.“ Und jetzt? Der Erzengel Gabriel hatte der Jungfrau Maria die alles verändernde Botschaft überbracht. „Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben.“ (Lukas 1,31) Nach der durchaus nicht unwesentlichen Frage Marias, wie dies denn geschehen könnte ohne die Beteiligung eines Mannes, und der Erklärung Gabriels, das alles sei eine Wirkung des Heiligen Geistes, willigt Maria ein.

So schnell diese Handlung erzählt ist, so unfassbar ist das, was da geschieht. Denn es ist ein ganz und gar geistliches Geschehen, das mit nichts in der menschlichen Erfahrung zu vergleichen ist. Darum wird der Unglaube mit dieser Geschichte niemals fertig, und der Glaube hat ein Leben lang daran zu lernen.

Was Glaube ist, das sehen wir an Maria. Es lohnt sich, genau hinzusehen, wie Maria auf die eigentlich ungläubliche Ankündigung, dass sie die Mutter Gottes sein soll, reagiert. Sie fragt nach, aber sie wehrt es nicht. Sie zweifelt auch nicht. Sie stellt eine Rückfrage, aber sie stellt nicht in Frage. Maria lässt gelten, was Gabriel ihr sagt. Was sie wissen möchte, ist das „Wie“, sie fragt nicht nach dem „Warum“. Dabei hätte das ja nahe gelegen. Mindestens der Gedanke: „Warum ich? Ausgerechnet ich?“ Ein wenig Verwunderung steckt schon in ihrem Nachdenken, mit welchem seltsamem Gruß Gabriel sie anspricht. Dabei ist der Gruß eigentlich an sich nicht seltsam, „Chaire!“ war auf Griechisch (und anders ist uns die Geschichte ja nicht überliefert)

einfach so etwas wie „Guten Tag.“ Man kann es auch mit „Freue dich!“ übersetzen. In „Chaire!“ steckt das Wort charis, das Freude, Anmut oder auch Gnade bedeuten kann. Es ist deshalb fast so etwas wie ein Wortspiel, wenn Gabriel sie dann „Begnadete“ nennt. Das ist es, was Maria erstaunt. Sie hat Gnade bei Gott gefunden. Das ist das Wesen von Gnade, besonders der Gnade Gottes: Gnade ist ungeschuldet, sie richtet sich nicht auf etwas, das sie vorfindet, sie ist voraussetzungslos und frei. Lohn oder Belohnung kann man sich verdienen, Gnade nicht. Liebe oder Erwählung können denselben Sachverhalt beschreiben, sind aber doch etwas anderes als Gnade. Liebe und Erwählung brauchen meistens einen Grund, auf alle Fälle in menschlicher Hinsicht. Liebe liebt etwas Liebenswertes, Erwählung wählt mit guten Gründen die eine und das andere nicht.

Gott liebt und erwählt aber gerade diejenigen, die seine Zuwendung, seine Berufung, seine Erwählung durch nichts, was an oder in ihnen selbst ist, verdienen.

So wie Maria. Gabriel nennt sie Begnadete, nicht mehr und nicht weniger. Geht es um Liebe oder Erwählung, kann man fragen: Warum gerade ich? Was zeichnet mich aus, was unterscheidet mich von anderen? Gnade beruht nicht auf Gründen, sondern auf dem Willen Gottes. Deshalb gibt es eben keine Antwort auf die Frage, warum ausgerechnet die Jungfrau Maria. Gott will mit ihr sein, darum.

Über das „Wie“ der Jungfrauengeburt würden wir (und wahrscheinlich auch schon alle Gläubigen vor uns) gerne mehr wissen. Nur – wie man sich das vorzustellen hat, wird nicht näher erklärt. Um irgendwelche biologischen oder sozialen Spekulationen geht es auch gar, sondern um die theologische Aussage. Und die ist gewaltig. Um es sich einmal deutlich zu machen: Maria wird gesagt, was keinem anderen Menschen jemals gesagt wurde. Gott kommt ihr näher, als er jemals einem anderen Menschen gekommen ist.

Mehr als jeder andere Mensch hätte Maria Grund gehabt, an dem zu zweifeln, was mit ihr geschah, denn eine Jungfrauengeburt ist nun mal ein singuläres Geschehen in der Weltgeschichte. Oder sie hätte versucht sein können, sich selbst zu rühmen, für dieses Wunder auserwählt worden zu sein. Aber nichts davon hören wir hier.

Aber mehr noch: Maria nimmt das Unfassbare nicht einfach nur hin, sondern gibt aktiv ihr Einverständnis dazu. Wenn es überhaupt irgendeine Erklärung für das „Wie“ gibt, dann ist das eben eine theologische Antwort. Der Geist Gottes wird sie überschatten, sagt Gabriel. Der Geist Gottes bindet sich an das Wort Gottes. Also wirkt vereinfacht ausgedrückt die Botschaft Gabriels gleichzeitig das, was er ankündigt. Vergleichbar ist das mit der Schöpfungsgeschichte: Gott spricht, und es geschieht. Geist und Kraft sind bei dem Wort Gottes. Wenn es also durch Gottes Wort so geschehen soll, wie der Engel ihr sagt, dann soll Maria nach Gottes Wort geschehen: „Siehe, ich bin des Herren Magd.“

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem anderen Theologen über diese biblische Geschichte und verglich sie dabei mit anderen Berufungsgeschichten, gerade aus dem Alten Testament. Da kann man an die Richter wie Simson und Gideon denken oder einen Propheten wie Jesaja, der auf Gottes Frage „Wen soll ich senden, wer soll unser Bote sein?“ antwortet: „Hier bin ich, sende mich.“ (Jesaja 6,8) Doch mein Gesprächspartner meinte: „Nein, so ganz vergleichbar ist das nicht. Die Richter, Propheten und Könige sollen alle etwas tun oder verkünden. Maria soll dagegen etwas geschehen lassen. Das ist das Größere.“

Recht hat er, denke ich. Dass Gott *durch* einen handeln will, kann schwer und schön oder beides sein – Gott *an* sich handeln zu lassen, ist das Größere! Maria hat es zugelassen. Welch ein Vorbild im Glauben sie ist!

Und dann? Der Engel schied von ihr, und sie war allein mit diesem unfassbaren Geschehen. Mit Josef, ihrem Verlobten (und verlobt bedeutete im alten Israel etwas sehr viel Verbindlicheres als bei uns

heute) war erst mal nicht zu rechnen. Aus Josefs Perspektive sah die Geschichte so aus: „Als Maria, seine (Jesu) Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe sie zusammenkamen, dass sie schwanger war von dem Heiligen Geist. Josef aber, ihr Mann, der fromm und gerecht war und sie nicht in Schande bringen wollte, gedachte, sie heimlich zu verlassen“, so berichtet es der Evangelist Matthäus. (Matthäus 1,18-19) Und jetzt? Immerhin greift der „Engel des Herrn“ (vielleicht wieder Gabriel?) erneut ein und erscheint Josef im Traum, um ihm alles zu erklären und Marias Geschichte zu bestätigen. Dass Josef bereit gewesen wäre, Maria heimlich zu verlassen, hätte ihr wahrscheinlich das Leben gerettet. Damit wäre Josef der Schuft in den Augen der Leute gewesen, und Maria hätte nicht wegen ihrer vermeintlichen Untreue die Steinigung gedroht.

Natürlich geht es in dieser biblischen Geschichte zuallererst um die Menschwerdung Gottes, um die Geburt Jesu Christi. Man könnte anhand dieser Geschichte aber auch einmal bedenken, was Gott Josef eigentlich alles zugemutet hat. Josef, in dem Enttäuschung und Verletzung brennen, der trotzdem bereit ist, die Schuld auf sich zu nehmen und der herausgefordert wird, Marias Kind als sein eigenes anzunehmen. Was für eine verfahrenere Situation! Und jetzt?

Auch im Leben als Christ kann man in solche Situationen geraten. Da hat vielleicht jemand im Gehorsam gegen Gottes Wort eine bestimmte Entscheidung getroffen; da war sich jemand so sicher, Gottes Botschaft zu vernehmen; da wollte jemand ganz bewusst Gottes Wege gehen und seinem Auftrag gerecht werden – und absolut nichts im Leben sieht danach aus, als hätte das positive Folgen. Kein Engel zu sehen! „Der Engel schied von ihr.“ Sieh allein zu, wie du klarkommst? Gottes Gnade ist manchmal auch eine harte Gnade, wie der Schriftsteller C. S. Lewis das einmal genannt hat. Dass Gott uns gnädig ansieht, dass sein Wille an uns geschieht, macht nicht alles von alleine einfach und problemlos. Ganz im Gegenteil, es kann uns sogar auf Wege und in

Schwierigkeiten führen, die uns ansonsten erspart geblieben wären. Ja, Gott, was jetzt?

Aber was macht Maria? Man könnte sagen: das Nächstliegende. Das, was Gabriel ihr als bestätigendes Zeichen für die Wahrheit seiner Botschaft genannt hat, will sie sehen. „Maria aber machte sich auf in diesen Tagen...“ (Lukas 1,39) Sie macht sich auf und besucht ihre Verwandte Elisabeth, deren Schwangerschaft im eigentlich viel zu weit fortgeschrittenen Alter das Zeichen für Maria ist. Elisabeth ist aber nicht nur ein Zeichen für Maria, sie ist auch Marias menschliche Unterstützung. So ist Gott. So fügt und führt er das ganz oft. Er lässt Maria eben nicht zusehen, wie sie es allein schafft, sondern er stellt ihr Menschen an die Seite: Elisabeth, und dann vor allem Josef. Vielleicht hat Maria für einen Moment die Angst der Verlassenheit gespürt, als der Erzengel sie mit der unglaublichsten und wichtigsten Aufgabe, die je ein Mensch bekam, zurückließ. Aber verlassen war sie niemals. Und wir sind es auch nicht.

Heiligabend

Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und unter das Gesetz getan, auf dass er die, die unter dem Gesetz waren, loskaufte, damit wir die Kindschaft empfangen.

Galater 4,4-5

Einmal sah ich in einem Museum einen sogenannten „Paradiesgarten“. Es handelt sich dabei wohl um eine heute in Vergessenheit geratene Tradition, die früher vor allem im Erzgebirge gepflegt wurde. Ursprünglich baute man um die Pyramide, später um Weihnachtsbaum und Krippe herum, eine Spielzeuglandschaft auf. Mit Moos und Sand wurde der Boden gestaltet, kunstvolle Bäume aus Holz geschnitzt oder gedrechselt, daraufgestellt und dieses Kunstwerk dann mit kleinen Tieren aus Holz und den Figuren von Adam und Eva bevölkert.

Neben der spielerischen Freude am Aufbau und der Gestaltung hatten diese kleinen Paradiesgärten sogar einen christlichen Sinn. Im christlichen Namenskalender stehen am 24. Dezember die Namen Adam und Eva. Sehr bewusst hat man diese in den alten Zeiten ganz nah ans Weihnachtsfest, auf den Vorabend, gerückt. Sie sollten daran erinnern: Durch den ersten Menschen, Adam, kam die Sünde in die Welt. Was der Mensch durch den Sündenfall verloren hat, das bringt Christus, der zweite Adam, wieder. „Wie nun durch die Sünde des Einen die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, so ist auch durch die Gerechtigkeit des Einen für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen, die zum Leben führt“, so schreibt es der Apostel Paulus im Brief an die Römer (Kapitel 5, Vers 18). Deshalb gehören Adam und Eva zu Heiligabend.

Der Mensch lebt nicht mehr im Paradies. „Und Gott trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.“ (1. Mose 3,24) Aber als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn. Die aus dem Garten Eden Vertriebenen sollen neu ein Heimatrecht im Himmel bekommen. Keinen anderen Weg hat Gott dazu wählen wollen, als dass er selbst Mensch wurde und als wahrer Gott und wahrer Mensch die Menschheit erlöste. Das feiern wir zu Weihnachten. Der verschlossene Zugang zum Leben, zu Gott selbst, wurde wieder geöffnet.

So ein kleiner Paradiesgarten um die Krippe herum war ein schöner Brauch. Weihnachten hat mit unserer Erlösung zu tun. Das ist der Grund der Weihnachtsfreude: Christ, der Retter ist da!

Weihnachten

Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Johannes 1,14

Ganz schön kurz, diese Weihnachtsgeschichte, finden Sie nicht auch? Noch dazu auch gar nichts mit Engeln und Hirten, Ochs und Esel und einer Krippe. Nur: das Wort „ward“ (d. h. wurde) Fleisch. So drückt der Evangelist Johannes aus, worum es zu Weihnachten geht.

Das „Wort“ ist in diesem Fall Jesus. Leider gibt der deutsche Begriff „Wort“ nicht alles wieder, was auf Griechisch „Logos“ heißt. Dieses Wort verwendet der Evangelist hier nämlich. Damit beginnt er auch sein Evangelium: „Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ (Johannes 1,1) Das bedeutet einfacher ausgedrückt: Am Anfang, schon vor der Schöpfung der Welt, gab es den Logos, das Wort. Der Logos (das Wort) war schon damals bei Gott, und Gott ist der Logos. Und jetzt noch einfacher: Jesus war schon ganz am Anfang da, und er war bei Gott dem Vater, und er ist selbst Gott. Logos meint (anders als unser deutscher Begriff) nicht nur etwas Gesprochenes oder Geschriebenes, also etwas Geistiges, sondern auch den bezeichneten Gegenstand oder die bezeichnete Person selbst. Okay, das ist kompliziert. Es geht hier jedenfalls um den einen Gott in drei Personen, und wir halten einfach fest: Was zwischen Gott und Jesus schon immer stattfindet, ist – modern ausgedrückt – Kommunikation.

Nun kommt das Weihnachtliche: der Logos, also Jesus, ist nicht einfach von Ewigkeit zu Ewigkeit in dieser vollkommenen himmlischen Welt geblieben, sondern er ist „Fleisch“ geworden. In den ersten Jahr-

hundertern haben die Christen auch mal philosophiert, ob das nicht eigentlich heißen müsste, Jesus sei „Mensch“ geworden. Diese Details erspare ich Ihnen. Jedenfalls ist es dem Evangelisten wichtig zu betonen, dass Gott „Fleisch“ wurde. Ich kann verstehen, dass Sie jetzt auf der Stelle den Stall mit dem Ochs und Esel zurückhaben wollen, statt weiter solchen komplizierten Gedanken nachzusinnen. Das ist ja völlig unidyllisch. Und ganz genau das meint der Satz „Das Wort wurde Fleisch“ auch. Jesus hat nicht die Idylle gesucht, sondern sich das Menschsein in jeder Hinsicht angetan. Allein der Gedanke, dass der Zeit und Raum nicht unterlegene Gott neun Monate in den Leib der Jungfrau Maria kommt! Haben Sie schon mal ein Neugeborenes, also so ein frisch zur Welt gekommenes Baby gesehen? Das sieht nichts; es hat keine Kontrolle über seine Gliedmaßen; es kann sich nur durch Schreien verständlich machen und hoffen, dass seine Mutter das jeweils richtig interpretiert; es friert und hat keine Ahnung, was mit ihm passiert ist. So klein hat sich der Allmächtige zu Weihnachten gemacht, so hilflos. Ja, ganz sicher: Jesus weiß, was Hilflosigkeit und Angewiesensein ist. Das wird von Göttern anderer Religionen ja so nicht erzählt. Fleisch, das bedeutet im biblischen Sprachgebrauch auch Sterblichkeit – Menschsein in allen Dimensionen, auch in den nicht so schönen. Das hat Jesus auf sich genommen.

Es kann ja sein, dass Ihr Weihnachten auch gerade etwas unidyllisch ist. Dann steckt in diesem Bibelwort ein großer Trost für Sie. Jesus hat das alles mitgemacht. Er ist nicht nur da, wo gesunde, fröhliche Menschen Weihnachten feiern. Er ist in den Krankenhäusern und auf den Friedhöfen, im Obdachlosenheim und der Flüchtlingsunterkunft, auch im Gefängnis; er setzt sich mit an den Tisch bei der Tafel. So ist unser Gott. Das kennt er alles aus seinen Erdentagen. Wir müssen keine Angst haben, wenn wir es mit dem nackten Menschsein in seiner letzten Konsequenz zu tun bekommen. „Aber doch nicht zu Weihnachten!“ Doch, gerade an Weihnachten. Gott ist im Fleisch. Das ist Weihnachten.

1. Sonntag nach dem Christfest

Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist dazu bestimmt, dass viele in Israel fallen und viele aufstehen, und ist bestimmt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird – und auch durch deine Seele wird ein Schwert dringen – damit aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden.

Lukas 2,34-35

Was Maria hier vom alten Simeon im Tempel in Jerusalem zu hören bekommt, ist ganz sicher nicht das, was die Mutter eines neugeborenen Kindes hören möchte. „An deinem Sohn werden sich die Geister scheiden. Ihm wird bis zum Äußersten widersprochen werden.“ So könnte man es auch formulieren, und das sind keine rosigen Aussichten, das ist keine erfreuliche Lebensperspektive. Zum Äußersten ist es dann auch tatsächlich gekommen – am Kreuz auf Golgatha. Und Maria stand unter dem Kreuz und musste es aushalten, dass das Schwert in ihre Seele gestoßen wurde.

Simeon und Hanna, die in prophetischer Weise bezeugten, wer dieses Kind ist, das da auf den Armen der Mutter in den Tempel getragen wurde, haben damals wohl nicht mehr erlebt, wie Gott sich zu diesem Zeichen, dem widersprochen werden würde, am Ende bekannt hat. Denn der Weg Jesu endete nicht in den Schatten des Todes, sondern im Licht des Ostermorgens.

Eigentlich gehört dieses Evangelium von der Darstellung des Herrn im Tempel zum Fest Mariä Lichtmess am 2. Februar. Denn dieses Ereignis fand statt, nachdem die Tage der Reinigung Mariens „nach dem Gesetz des Mose um waren“ (Lukas 2,22). Am 1. Sonntag nach Weihnachten ist das genaugenommen also viel zu früh.

Für die Mutter Jesu lagen ungefähr dreißig Jahre zwischen diesem Zeitpunkt und der Stunde auf Golgatha. Doch das Schwert, von dem Simeon spricht, hat sie bestimmt von Anfang an und immer wieder gespürt. Für uns ist es die Erinnerung daran, dass Jesus einer ist, dem widersprochen wird. An ihm entscheidet sich Aufstieg oder Fall. Ja, Simeon und Hanna gehören mit ihren prophetischen Worten zu Weihnachten dazu. Das Kind, das nach Jerusalem in den Tempel gebracht wird, ist nicht harmlos, sondern derjenige, mit dem sich alles entscheiden wird.

Silvester

Der du die Zeit in Händen hast, Herr, nimm auch dieses Jahres Last und wandle sie in Segen. Nun von dir selbst in Jesus Christ die Mitte fest gewiesen ist, führ uns dem Ziel entgegen.

ELKG² Nr. 378,1

Wie gerne wüsste ich, wo Sie diese Worte gerade hören oder lesen. Da hat sich vielleicht einer auf der Silvesterparty mal für ein paar Minuten nach draußen geschlichen und liest diese Andacht. Mancher mag auch durch Zufall auf diesen Text gestoßen sein. Allen wünsche ich jedenfalls einen kleinen Moment des Innehaltens, einen kurzen Moment „zwischen den Zeiten.“

Mancher Partybesucher wird ja nach dem dritten Glas Sekt philosophisch. Auch Kinder, die anfangen, den Jahreswechsel bewusst wahrzunehmen, denken auf einmal über Zeit nach. „Was, so lange bis zum nächsten Mal Weihnachten? Ein ganzes Jahr, das ist aber lang!“ Viele ältere Menschen wundern sich im Gegensatz dazu, wie schnell die Zeit scheinbar verfliegt.

Was „Zeit“ eigentlich ist, ist ja tatsächlich eine philosophische Frage. Wir nehmen heute aus dem Gedicht von Jochen Klepper den Gedanken mit, dass Gott die Zeit in den Händen hält. In seine guten Hände kann man das alte Jahr zurückgeben. Mit Dank für alles, was gelungen ist. Für schöne Erlebnisse. Für alles, was man hinzulernen durfte. Für Begegnungen und nette Überraschungen, für Bewahrung in Gefahr. Man darf auch das in Gottes Hände legen, was man besser nicht ins neue Jahr mitnehmen sollte: Groll, Bitterkeit, Unzufriedenheit... Und dann ist da auch noch das, was Jochen Klepper eine „Last“ nennt.

Schmerz und Angst könnten das sein, böse Erinnerungen, traurige Erlebnisse, Abschiede, gescheiterte Beziehungen, Verfehlungen – auch hier mag jeder ergänzen, was ihm dazu einfällt. Diese Lasten kann man nicht so einfach abwerfen. Kein religiöses Ritual, das Menschen sich ausdenken, kein Silvesterbrauch, keine menschliche Anstrengung können bewirken, dass diese Lasten auf einmal weg sind. Man kann sie sich aber abnehmen lassen. Gott kann sie abnehmen. Freilich nicht wie ein Zauber, der „alles wieder gut macht.“ Aber so, dass die Last sich in Segen verwandelt. Die Wunden, die im alten Jahr in der Seele eines Menschen geschlagen wurden, seien es welche von der tiefen Art, wie sie durch den Tod eines lieben Menschen oder eine Trennung entstehen, oder die kleineren Abschürfungen und Schnitte durch Kränkung und Sorgen sind nicht „über Nacht“ auf einmal weg. Als läge es in unserer Macht, einen ordentlichen Abschluss zu machen und dann unbelastet nach vorne zu sehen. Gott nimmt die Last oft, wirklich sehr oft, in kleinen Schritten der Heilung oder Versöhnung ab. So eine Zäsur wie der Jahreswechsel kann der Anfang eines solchen Prozesses sein.

Wir Menschengen durch die Zeiten. Das kreisende Jahr ist für viele auch ein Symbol der Sinnlosigkeit. Das liegt daran, dass sie die Mitte nicht sehen, um die alles kreist. Jochen Klepper sagt, die Mitte ist eine Person, Jesus Christus. Die Zeit verfliegt, das ist richtig, aber nicht einfach ins Nichts, sondern aus den Händen Gottes in die Hände Gottes.

Wie gesagt, ich weiß nicht, wann und wo sie diese Gedanken hören oder lesen. Aber ich hoffe, dass Sie dieses Bild der Zeit in Gottes Händen mitnehmen und dem „Flug der Zeiten“ zuversichtlich begegnen. Auch das neue Jahr ist ein „Annus Domini“, ein Jahr des Herrn.

Neujahr

Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm den Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, dass Jesus Christus der Herr ist, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Philipper 2,9-11

Durften Sie schon einmal den Namen für jemanden oder etwas aussuchen? Das kommt gar nicht so häufig vor, und wenn doch, ist es eine besondere Ehre, die dem Namensgeber widerfährt. Nun gut, seitdem auch Möbelstücke angefangen haben, Björn oder Billy zu heißen oder alkoholische Getränke auf Namen wie Hugo hören, ist das mit der Namensgebung ein bisschen inflationär geworden.

Und trotzdem erleben Eltern es als etwas Besonderes, wenn sie einen oder mehrere Namen für ihr neugeborenes Kind aussuchen. Was für eine weitreichende Entscheidung! Was da alles zu bedenken ist! Hoffentlich bereut man selbst diese Entscheidung später nicht. Soll man lieber mit der Mode gehen oder im Gegenteil einen besonders unmodernen Namen wählen, um den Abstand zur umgebenden Gesellschaft deutlich zu machen? Welche Bedeutung hat der Name von seinem Wortsinn her? Was verbindet man selbst mit diesem Namen – vielleicht Personen aus Filmen oder Büchern, irgendwelche Berühmtheiten oder jemanden, den man mag oder auch nicht mag?

Klar ist jedenfalls: Namensgebung ist Elternrecht. Verwandte und Freunde können eine Meinung dazu haben, aber bestimmen dürfen die Eltern. An kaum etwas wird so unmittelbar deutlich, welche Verantwortung und welche Würde es bedeutet, Vater und Mutter zu sein.

In früheren Zeiten stand dieses Recht sogar primär dem Vater zu. Das macht deutlich: einen Namen zu geben hat etwas mit Macht zu tun.

Etwas Ähnliches finden wir schon auf den ersten Seiten der Bibel, wo es heißt: „Und Gott der Herr machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu dem Menschen, das er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heißen.“ (1. Mose 2,19) Auf diese Weise gibt der Schöpfer dem Menschen Anteil an seiner Herrschaft über die Schöpfung. Es ist ja bis heute der Traum eines jeden Naturforschers zum Beispiel, eine noch unentdeckte Art zu finden, die dann nach dem Forscher benannt wird. Und wenn es nur ein klitzekleines Bakterium ist. Es ist natürlich auch eine Ehre, wenn etwas einfach so nach einem benannt wird, ein Schiff oder eine Blume. So wurde vor einiger Zeit zur Ehre des deutschen Bundeskanzlers eine Rose „Olaf Scholz“ genannt.

Namensgebung ist also etwas Besonderes. Im Judentum ist sie (bei Jungen) verbunden mit der Beschneidung am achten Lebenstag. So war es auch bei Jesus. „Als acht Tage um waren und das Kind beschnitten werden sollte, gab man ihm den Namen Jesus, welcher genannt war von dem Engel, ehe er im Mutterleib empfangen war.“ (Lukas 2,21) Darum feiert die Christenheit eine Woche nach Weihnachten den „Tag der Beschneidung und Namensgebung des Herrn“. Dass sich kalendarisch damit nun der Jahreswechsel des bürgerlichen Jahres verbindet, ist eigentlich eher zufällig.

Wenn die Verleihung eines Namens also grundsätzlich wichtig ist, um wieviel mehr ist das bei Gottes Sohn der Fall. Es ist spannend – nach dem Lukasevangelium sagt der Engel Gabriel zu Maria: „Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben.“ (Lukas 1,31). Beim Evangelisten Matthäus bekommt Josef die Anweisung: „Und sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten

von ihren Sünden. Das ist aber alles geschehen, auf dass erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: ‚Siehe, eine Jungfrau wird schwanger sein und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Immanuel geben‘, das heißt übersetzt: Gott mit uns.“ (Matthäus 1,21-23) Man könnte natürlich jetzt einwenden, dass es doch logischer gewesen wäre, wenn das Kind der Maria dann auch Immanuel geheißen hätte und nicht Jesus. Allerdings sind beide Namen von Bedeutung. In „Jesus“ – auf Hebräisch Jeschua oder Joschua (wie Josua, der Nachfolger des Mose) – steckt tatsächlich die Grundform des Verbes, das „retten, helfen“ bedeutet. Immanu-El ist sogar wörtlich ein ganzer Satz, nämlich: „Gott ist mit uns.“

Dass der Name Jesus durch den Engel mitgeteilt wird, ist ein Hinweis darauf, dass Gott der Vater selbst diesen Namen gibt. Aber rechtlich muss natürlich in der damaligen Zeit Josef das Kind so nennen.

Der Name Gottes ist im Judentum heilig, und auch als Christen kennen wir das Gebot, den heiligen Namen Gottes nicht gedankenlos oder gar zum Fluchen zu gebrauchen. Dies gilt auch für den Namen Jesus. Gott hat diesen Namen gegeben, der über alle anderen Namen ist. Und eines Tages, am Ende der Zeiten, werden alle Menschen auf die Knie fallen vor dem, der diesen Namen trägt: Jesus Christus. Manche Ausleger wollen diesen Vers so deuten, als würden alle Menschen dann an Christus glauben und durch seinen Namen gerettet werden, auch die, die ihn abgelehnt haben. Aber das steht da nicht. Ja, als Herrn und Gott anerkennen müssen werden ihn alle und ihm den Respekt zollen, der ihm zusteht, auch diejenigen, die ihn abgelehnt oder sogar bekämpft haben. Aber gerettet werden sie dadurch nicht automatisch.

Sondern es gilt: „In keinem anderen ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir sollen selig werden.“ (Apostelgeschichte 4,12) Mit dem Anrufen des Namens Jesu ist Vollmacht verbunden. Das wird zum Beispiel deutlich, wenn den Aposteln Petrus und Johannes vom Hohen Rat befohlen wird, „kei-

nesfalls zu verkünden oder zu lehren in dem Namen Jesu“ (Apostelgeschichte 4,18). Das war der Grund, warum man sie verhaftet hatte. Und die Gemeinde betete zu Gott: „Strecke deine Hand aus zur Heilung und lass Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus.“ (Apostelgeschichte 4,30)

Das alles und noch viel mehr steht im Hintergrund, wenn wir ein Vorhaben „im Namen Jesu“ beginnen oder unsere Gebete so beschließen. Das soll keine Floskel sein, sondern mit Ehrfurcht gesagt werden.

So gesehen ist dieses Fest im Kirchenjahr durchaus von einiger Bedeutung. Nehmen Sie es doch zum Anlass, über all diese biblischen Zusammenhänge nachzudenken.

2. Sonntag nach dem Christfest

Und er (Jesus) ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen gehorsam. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.

Lukas 2,51

Es war bei einem Vortrag über ein ziemlich komplexes biblisches Thema. Eine ZuhörerIn stöhnte: „Also das mit Jesus und Weihnachten und so, das kennt man ja, aber das so schwierige Sachen in der Bibel stehen, habe ich nicht gewusst.“ Ja, allerdings, das mit „Jesus und Weihnachten“ kennen die allermeisten Leute, und es ist ein seltsames Phänomen, dass das Kind in der Krippe für sie niemals größer zu werden scheint. Ob es anders wäre, wenn es mehr Geschichten im Neuen Testament gäbe, die das Heranwachsen Jesu schilderten und die genauso gut erzählbar wären wie die Geschichte von der Geburt im Stall? Tatsächlich gibt es in außerbiblischen Schriften einige Kindheitsgeschichten Jesu – aber die haben es aus guten Gründen nicht ins Neue Testament geschafft.

In der Heiligen Schrift finden wir nämlich alles, was uns im Glauben zu wissen nötig ist. Manches, was wir auch noch gerne wüssten oder was ganz unterhaltsam wäre, finden wir dort nicht. Offensichtlich reichen die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel und der Hinweis, dass er danach wieder mit nach Nazareth ging, aus, um die Kindheit Jesu zu charakterisieren. Sie reichen zum Beispiel aus, um zu wissen, dass alles Gerede von einer fortschreitenden Entwicklung des Bewusstseins Jesu oder einer schlagartigen Bewusstwerdung seiner Sendung bei seiner Taufe (womöglich mit der falschen Lehre, Gott

habe ihn da erst quasi „adoptiert“) nicht mit der Bibel übereinstimmt. Jesus wusste von Anfang an, wer er ist und wer sein Vater ist.

Schön finde ich auch, dass an dieser Geschichte deutlich wird, wie besonders seine Mutter Maria ist. Als er ihr in Jerusalem abhanden kommt und sie ihn mit Josef sucht, macht sie ihm die gleichen Vorwürfe, die jede aufgeregte Mutter ihrem Kind in dieser Situation gemacht hätte. Aber sie realisiert auch seine Antwort, dass er eben auch einen Vater hat, dessen Haus der Tempel in Jerusalem ist, und dass Jesus dort buchstäblich in seinem Element ist. Sie denkt darüber nach und schweigt. Und Jesus geht trotz seiner Sehnsucht nach seinem himmlischen Vater wieder mit nach Nazareth, denn die Zeit seines öffentlichen Wirkens ist noch nicht gekommen. Was bis zu diesem Zeitpunkt weiter geschah, wissen wir nicht. Was wir an dieser Geschichte sehen, genügt.

Epiphanias

Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der HERR, und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Und die Völker werden zu deinem Lichte ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht. Jesaja 60,2-3

Zwei Verse nur aus dem alttestamentlichen Buch des Propheten Jesaja, und darin ist alles gesagt, was wir zum Epiphaniastag wissen sollen. Einige wenige Stichworte rufen die ganze theologische und liturgische Fülle dieses Tages auf den Plan.

Mein erster Gedanke dazu: Haben wir Christen es nicht gut? Für die meisten Menschen um uns her zerfasert und zerrinnt die Weihnachtsstimmung irgendwie so nach dem Gänsebraten am 1. Weihnachtstag, falls sie es überhaupt bis dahin geschafft hat und nicht quasi mit der Bescherung an Heiligabend verpufft ist. Aber uns schenkt das Kirchenjahr sogar noch zwölf Tage Weihnachtsfreude dazu bis zum 6. Januar, dem Fest der Erscheinung (Epiphaniastag), oder dem Dreikönigstag.

Vor ein paar Jahren fragte mich eine liebe alte Dame, wer denn nun eigentlich da erscheinen würde am Fest der Erscheinung. Die Antwort findet sich in diesem Bibelwort: Die Herrlichkeit des Herrn erscheint. Das ist übrigens wieder so ein Fall von hebräischer Poesie, bei der zweimal das Gleiche mit verschiedenen Worten gesagt wird. „Der HERR geht auf“ und „sein Glanz“ erscheint bedeutet also: Gott offenbart sich, zeigt sich.

Oh ja, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, das muss uns besonders in diesen Tagen keiner offenbaren, das erkennen und spüren wir jeden Tag. Die Dunkelheit legt sich auch über so

manche Seele. Die Schwere der Erfahrung von Krankheit und Verlust kriecht wie ein dunkler Schatten plötzlich hervor. Morgens ist es noch dunkel, nachmittags ist es schon wieder dunkel, die Prognosen sind ziemlich düster, die Gemüter sind verfinstert.

Aber was, wenn wir die alte Prophezeiung aus dem Jesajabuch mal auf uns ganz persönlich beziehen? „Aber“ ist ein ungeheuer wichtiges Wort in der Bibel. Hier steht auch ein „Aber“. Es ist mindestens dämmerig, eigentlich zappenduster. Manche pfeifen noch ein bisschen, um ihre Angst zu übertönen, was aber an der Dunkelheit nichts ändert. Und dann kommt das „Aber“, Gottes großes „Aber“. „Aber über dir geht auf der Herr!“

Es gibt keinen helleren Tag im ganzen Kirchenjahr als das Epiphaniastag, abgesehen vom Ostermorgen natürlich. Früher, als die Leute noch nicht alle einen Kalender besaßen, wurde am 6. Januar am Ende des Gottesdienstes der Termin des Osterfestes feierlich bekannt gegeben.

Zu denken: „So, das war es mal wieder mit Weihnachten“, als wäre nichts gewesen, das ist ja total falsch! Erstens geht der Nachklang von Weihnachten noch bis zum 2. Februar (Darstellung des Herrn oder Lichtmess), und außerdem wartet ja etwas noch viel Besseres und Größeres auf uns, nämlich Ostern.

Aber jetzt können wir uns erst mal freuen, dass uns solche Herrlichkeit, solches Licht und solcher Glanz durch das Kommen Jesu in die Welt geschenkt ist. Nicht nur uns, sondern allen Menschen. Epiphania ist nämlich das eigentliche und rechte Missionsfest. Es geht doch um „die Völker“, die zum Licht ziehen, traditionell repräsentiert durch die Weisen aus dem Morgenland bzw. die Heiligen drei Könige. Bei den alten Krippendarstellungen symbolisieren sie auch die drei im Mittelalter bekannten Erdteile (was bedeutet: Amerika, Australien und die Antarktis fehlen, aber dafür können die Krippenfiguren ja nichts). Gemeint ist: alle Völker und ihre Könige erkennen den Gottessohn aus dem jüdischen Volk.

Wir haben uns leider angewöhnt, dann Missionsfest zu feiern, wenn das Wetter gut genug ist, um einen Gottesdienst im Freien zu halten. Vielleicht ist es ja gar nicht schlecht, wenn wir uns wieder darauf besinnen, dass der Aufbau eines Zeltes und das Grillen von Würstchen nicht entscheidend sind für die Mission.

In jedem Fall habe ich eine Epiphaniäs-Anregung für Sie: Machen Sie sich Gottes Wort ganz persönlich zu eigen. Beim Blick aus dem Küchenfenster am frühen Morgen, bei den Nachrichten am Abend und beim Aufschrecken in der Nacht sagen Sie sich, egal ob laut oder leise, aber ganz fest und bestimmt: „Aber über dir geht auf der HERR, und seine Herrlichkeit erscheint über dir!“ Das wirkt Wunder. Nein, Gott wirkt Wunder.

1. Sonntag nach Epiphanias

Am 1. Sonntag nach Epiphanias steht die Taufe Jesu im Jordan durch Johannes den Täufer im Mittelpunkt. Martin Luther dichtete zu dieser biblischen Geschichte im Jahr 1541 ein Lied, das es lohnt, (wieder) einmal wahrgenommen und bedacht zu werden (s. ELKG² Nr. 208). Da es nicht ganz leicht zu singen ist, ist es vermutlich auch nicht besonders bekannt. Die vier ersten Strophen, um die es nun geht, lauten so:

**1. Christ unser Herr zum Jordan kam
nach seines Vaters Willen,
von Sankt Johann die Taufe nahm,
sein Werk und Amt zu erfüllen.
Da wollt' er stiften uns ein Bad,
zu waschen uns von Sünden,
ersäufen auch den bittern Tod
durch sein selbst Blut und Wunden;
es galt ein neues Leben.**

**2. So hört und merket alle wohl,
was Gott selbst Taufe nennet,
und was ein Christe glauben soll,
der sich zu ihm bekennet.
Gott spricht und will, dass Wasser sei,
doch nicht allein schlicht Wasser,
sein heiligs' Wort ist auch dabei
mit reichem Geist ohn' Maßen:
der ist allhier der Täufer.**

**3. Solchs hat er uns gezeiget klar
mit Bildern und mit Worten.
des Vaters Stimm man offenbar**

**daselbst am Jordan hörte;
er sprach: „Das ist mein lieber Sohn,
an dem ich hab Gefallen;
den will ich euch befohlen han,
dass ihr ihn höret alle
und folget seinem Lehren.“**

**4. Auch Gottes Sohn hier selber steht
in seiner zarten Menschheit,
der Heilig Geist herniederfährt
in' Taubenbild verkleidet,
dass wir nicht sollen zweifeln dran:
wenn wir getauftet werden,
all drei Person' getauftet han,
damit bei uns auf Erden
zu wohnen sich ergeben.**

Einen Preis für besonders gefällige Poesie hat Luther dafür wahrscheinlich nicht verdient, aber ganz sicher einen für gelungene Theologie. Durch sein Lied beantwortet er anhand der Geschichte von der Taufe Jesu (nachzulesen im Matthäusevangelium im 3. Kapitel) Fragen zum Thema Taufe überhaupt. Aus der ersten Strophe können wir gleich mehrere Aussagen mitnehmen: Die Taufe haben sich nicht Menschen ausgedacht, sondern Jesus hat sie eingesetzt, „gestiftet“. Uns sollen dadurch die Sünden abgewaschen werden, unser Tod wird buchstäblich „ersäuft“ im Wasser der Taufe, und ein neues Leben wird uns geschenkt. Da erfahren wir also kurz und knapp, wozu die Taufe eigentlich gut ist und wer sie „erfunden“ hat.

In der zweiten und dritten Strophe kann man lernen, wie eine Taufe geschieht, was dazu nötig ist. Das ist auch nützlich zu wissen, weil es sehr verschiedene, auch falsche Meinungen dazu gibt. Das war zu Luthers Zeit schon so und ist bis heute der Fall. Dagegen macht Luther deutlich: wie wir an der Taufe Jesu sehen, gehören zwei Dinge dazu,

damit es eine Taufe ist. Erstens Wasser. Jesus steigt in den Jordan und wird von Johannes untergetaucht. Zweitens das Wort Gottes, das in der Geschichte vom Himmel erschallt: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ (Matthäus 3,17). Gleichzeitig kommt Gott der Heilige Geist in Gestalt einer Taube auf Jesus herab. Daran sehen wir: in der Taufe wirkt der Heilige Geist durch das Wasser und das Wort. Wenn in unserer Kirche ein Mensch getauft wird, er sei klein oder groß, heißt es immer zu Beginn der Handlung: „Die Taufe ist allein Gottes Gabe und Werk.“ Luther dichtete: „Der ist allhier der Täufer.“ Die Taufe ist nicht eine Entscheidung, eine Leistung, ein Akt des Glaubensgehorsams oder bloß ein äußeres Zeichen. Mit Luther lernen wir an der Taufe Jesu, was bei unserer Taufe geschehen ist: Der Heilige Geist ist gekommen und hat sich eines Menschen bedient wie Johannes des Täufers in der Geschichte. Durch das Wasser und das Wort Gottes, das aus der Bibel vorgelesen wurde, sind wir getauft worden, alle Sünden wurden uns vergeben, unser Tod ist im Taufwasser ertrunken und wir haben ein neues Leben bekommen. Vor der sichtbaren und der unsichtbaren Welt hat Gott auch mit unserer Taufe deutlich gemacht: Dies ist mein geliebtes Kind, an dem ich Wohlgefallen habe.

Mit der vierten Strophe weist uns Luther darauf hin, dass die Geschichte von der Taufe Jesu auch ein Beleg für die Dreieinigkeit ist: ein Gott in drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist. Bei der Taufe Jesu sind alle drei gleichzeitig da. Es ist also nicht so, dass Gott drei verschiedene Formen annimmt, sondern er ist ein Gott in drei Personen. Und dieser dreieinige Gott wirkt in unserer Taufe. Deshalb wird eben „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ getauft. Darum schrieb Luther, „dass wir nicht sollen zweifeln dran: wenn wir getauft werden, all drei Person’ getauft han...“

Es ist doch erstaunlich, wie es dem Reformator gelingt, in einem Lied so viel zu fassen, was von der Taufe zu sagen ist. Nehmen Sie diesen Sonntag doch auch mal zum Anlass, darüber nachzudenken.

2. Sonntag nach Epiphánias

Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

Johannes 2,11

Zum Epiphániasfest gehören eigentlich drei Lesungen des Evangeliums, nämlich die Anbetung der Weisen (Matthäus 2), die Taufe Jesu (Matthäus 3) und das Wunder auf der Hochzeit zu Kana (Johannes 2). Leider erleben wir diese Evangelien verteilt auf drei Gottesdienste, nämlich am Epiphániasfest selbst, am ersten und am zweiten Sonntag nach Epiphánias.

Was diese drei Bibeltex-te verbindet, ist die „Offenbarung der Herrlichkeit“. Darum geht es: Jesus offenbart selbst, wie beim Weinwunder in Kana, seine göttliche Herrlichkeit, oder sie wird durch eine Stimme vom Himmel, also von Gott dem Vater, oder durch den Stern, die Gaben und die Anbetung der Weisen offenbart.

Auch wenn wir diese Bibeltex-te in verschiedenen Gottesdiensten hören, sollten wir bedenken, dass sie in ihrer Aussage zusammengehören. Ein Lied, das Martin Luther 1541 gedichtet bzw. aus dem Lateinischen übersetzt hat, macht das wunderbar deutlich und hält die Erinnerung daran wach. Das Lied findet sich im ELKG¹ unter der Nummer 423.

1. Was fürchtest du, Feind Herodes, sehr,
dass uns geboren kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
der zu uns bringt sein Himmelreich.

2. Dem Stern die Weisen folgen nach,
solch Licht zum rechten Licht sie bracht.
Sie zeigen mit den Gaben drei,
dies Kind Gott, Mensch und König sei.

3. Die Tauf im Jordan an sich nahm
das himmelische Gotteslamm,
dadurch, der nie ein Sünde tat,
von Sünden uns gewaschen hat.

4. Ein Wunderwerk da neu geschah:
sechs steinern Krüge man da sah
voll Wassers, das verlor sein Art,
roter Wein durch sein Wort draus ward.

Ursprünglich stammt das Lied von Caelius Sedulius aus dem 5. Jahrhundert. Es ist ein Teil aus einem Lehrgedicht über das Leben Jesu. Die entsprechenden Verse wurden beim Abendgebet (in der Vesper) am Epiphaniastag gesungen. Vermutlich waren sie darum Martin Luther vertraut und für ihn fest mit diesem Tag verbunden.

Luther übersetzt allerdings nicht nur, er setzt auch Akzente. In der ersten Strophe nimmt er auf, was der Originaltext bietet, nämlich das Missverständnis des bösen Königs Herodes, der glaubt, der neugeborene König der Juden konkurriere mit ihm um sterbliche Dinge, während dieser doch das unsterbliche Reich Gottes gibt und bringt. über diese leider nur lateinisch vorhandene Abwägung zwischen sterblich und unsterblich, suchen und seben, kann mal alleine schon lange nachdenken.

In Strophe 2 führt Luther besonders aus, inwiefern die drei Gaben (Gold, Weihrauch und Myrrhe) etwas über Christus offenbaren. Das Gold gebührt dem König, der Weihrauch dem wahren Gott und die Myrrhe (eine Heilpflanze) dem wahren Menschen.

In Strophe 3 betrachtet Luther die Sündlosigkeit des Gotteslammes, der die Sünden der ganzen Welt auf sich nimmt. Da geht es um die Taufe.

Dazu passend enthält Strophe 4 Anklänge an das Heilige Abendmahl, wenn Luther dichtet, das Wasser verliere seine Art (eben wie der Wein im Sakrament), und dies geschehe „durch das Wort“ (auch wie beim Sakrament).

Gerade solche aus einer sehr langen christlichen Tradition geschöpften und durchbeteten Lieder sind es wert, sie mindestens nicht zu vergessen, besser auch zu singen, wobei die etwas sperrige Melodie der Luther-Version dies leider schwierig macht.

Aber versuchen Sie es doch mal...

3. Sonntag nach Epiphanías

Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.

Rut 1,16

Diese Worte einer jungen Frau aus Moab, gesprochen zu ihrer Schwiegermutter, beeindruckten mich immer wieder. Die Geschichte dazu ist schnell erzählt. In Israel kam es zu einer Hungernot. Das Ehepaar Elimelech und Noomi flieht mit den Söhnen Machlon und Kiljon aus ihrem Heimatort Bethlehem und zieht ins Nachbarland Moab. Wenn man sich das auf der Karte anschaut, ist das keine sehr weite Strecke. Bethlehem liegt in Juda westlich des Toten Meeres, Moab liegt auf der Ostseite. Als die Söhne herangewachsen sind, heirateten sie Frauen aus dem Land, in dem sie nun wohnen, die heißen Orpa und Rut. Dann geschieht eine Tragödie: Sowohl Elimelech als auch die Söhne sterben, und die drei Frauen sind auf sich gestellt. Der Ausweg, den das alttestamentliche Recht in einer solchen Situation anbietet, nämlich die sogenannte „Schwagerehe“ (5. Mose 25,5-10), ist in diesem Fall nicht gegeben, denn noch einen Sohn hat Noomi nicht, und sie ist auch zu alt, um noch einen zu bekommen; und selbst wenn, würde es zu lange dauern, bis dieser heiratsfähig wäre. Also rät sie ihren Schwiegertöchtern, zu ihren Familien zurückzukehren und erneut zu heiraten. Diesen Weg wählt Orpa, während Rut ihre Schwiegermutter nicht verlassen will, sondern mit ihr in deren Heimat nach Bethlehem zieht. Sie wählt damit freiwillig einen schweren Lebensweg. Allein auf sich gestellte Frauen waren damals hilf- und rechtlos.

Allerdings: ganz so hilflos ist Rut nicht, sie meistert ihr Schicksal und sorgt (mit den Waffen einer Frau) für Hilfe und rechtlichen Beistand. Es lohnt sich, das biblische Buch Rut mal im Ganzen zu lesen.

Abgesehen von der spannenden Geschichte hat Rut einen besonderen Platz in der Heilsgeschichte. Im Stammbaum Jesu im Matthäusevangelium lesen wir: „Salmon zeugte Boas mit der Rahab. Boas zeugte Obed mit der Rut. Obed zeugte Isai. Isai zeugte den König David.“ (Matthäus 1,5-6) Die Frauen werden offensichtlich nur erwähnt, wenn sie eine besondere Bedeutung hatten. Boas, der Mann, den Rut später heiratet, ist der Sohn der Hure Rahab aus Jericho. Rut selbst ist eine mittellose Ausländerin, eine Frau aus den heidnischen Nachbarvölkern. Da kann man nur staunen, auf welch krummen Linien Gott mit der Geburt Jesu Heilsgeschichte geschrieben hat.

Mich bewegt hier außerdem die Frage, ob das eigentlich so geht, was Rut macht. Sie erklärt einfach ihre Zugehörigkeit zum auserwählten Volk der Juden und ihren Glauben an den Gott Israels. Weder Noomi noch Boas noch Gott selbst haben ihr da widersprochen. Keine hohen Hürden für die Zugehörigkeit, keine Bewährungsfristen, keine besonderen Formalitäten. Rut darf dazugehören.

Wahrscheinlich gehört deshalb dieses Bibelwort zum 3. Sonntag nach Epiphania, wo es noch einmal besonders um das Thema Mission geht. Die Erfahrung, dass Gottes Volk größer ist als geografische und kulturelle Grenzen gehört zur Mission immer dazu. Wie Christus es ja auch im Lukasevangelium sagt: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.“ (Lukas 13,29)

Wenn ich nun überlege, was das mit uns zu tun hat, bin ich etwas ratlos. Nicht jeder treibt Mission in fernen Ländern, und nicht in jede Gemeinde kommen Suchende aus anderen Ländern. Aber kann man das nicht auch so verstehen, dass wir mal über unseren kleinen Lebenskontext, über unser privates Umfeld, über Gemeinde und Kirche

hinausdenken sollten? Man kann ja nicht auf Christus hinweisen, wenn man nie mit jemandem zu tun hat, der ihn noch nicht kennt. Aber im Gespräch mit guten Freunden könnte man durchaus mal etwas vom eigenen christlichen Glauben erkennen lassen. Und selbst gegenüber Nachbarn und Bekannten bietet vielleicht ein gutes Wort, das man auf eine Glückwunsch- oder eine Trauerkarte schreibt, einen kleinen Hinweis. Man kann jemandem eine Freude machen mit einem Geschenk, das einen christlichen Bezug hat. Oder man lädt Leute gezielt zu christlichen Feiertagen ein und spricht darüber, warum man so feiert, wie man es tut. Es gibt sicher viele kleine Grenzen in alle Richtungen, in die wir mal einen Vorstoß wagen können. Auch das ist Teil der Mission.

Letzter Sonntag nach Epiphaniás Fest der Verklärung Jesu

Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.

Matthäus 17,2

Das Sprichwort sagt: „Das Beste kommt zum Schluss.“ Das Kirchenjahr macht es auch so und lässt die Gemeinde am Ende der Epiphaniastzeit einen Blick in den Himmel werfen. Zum Christfest steht die Botschaft, dass Gott Mensch wurde, im Mittelpunkt: „Gott ist im Fleische: wer kann dies Geheimnis verstehen?“ (ELKG² Nr. 356,4). An den Sonntagen nach Epiphaniast geht es darum, wie Christus seine göttliche Herrlichkeit erscheinen lässt. „Gottheit und Menschheit vereinen sich beide; Schöpfer wie kommst du uns Menschen so nah!“ (ELKG² Nr. 395,1) Am deutlichsten wird dies im Bericht von der „Verklärung Jesu“, der am letzten Epiphaniastsonntag im Mittelpunkt steht. Es wird der Schleier, mit dem Jesus seine göttliche Natur in seiner Erdenzeit verborgen hat, für einen Augenblick zurückgezogen.

Was genau bedeutet eigentlich „Verklärung“? In dem Begriff steckt das Wort „klar“. „Klar“ kann bedeuten: hell, durchsichtig, leuchtend. Das deutet im Deutschen an, wie die drei Jünger, die Jesus begleiteten, ihn gesehen haben. Auf Griechisch steht da übrigens nur „verwandeln“ – die Vokabel, die wir aus dem Fremdwort „Metamorphose“ kennen (auf Lateinisch ist von Transformation die Rede). Jesus verwandelt sich also vor den Augen seiner Jünger. Im letzten Buch der Bibel, wo auch die Schleier der irdischen Zeit und Welt fallen, wird beschrieben, was da wohl so in etwa zu sehen war: „(Ich sah) einen, der war einem Menschensohn gleich, der war angetan mit einem langen Gewand und ge-

gürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße gleich Golderz, wie im Ofen durch Feuer gehärtet...“ (Offenbarung 1,13-15). Christus leuchtet sozusagen von innen her, das göttliche Licht strahlt in ihm, sodass sogar seine Kleider in hellem Weiß erglänzen.

Mit menschlichen Worten lässt sich so etwas nur annäherungsweise ausdrücken. Anschauen lässt es sich schon gar nicht. Mose zum Beispiel, der am Berg Sinai den Dornbusch, der brennt und trotzdem nicht verbrennt, sieht, erblickt Gott in seiner Herrlichkeit nicht. Gott verwehrt es ihm auch später, als Mose ausdrücklich darum bittet. Ebenso Elia: Er erlebt ebenfalls am Berg Sinai, dem Horeb, Gott im Wind, aber auch er darf ihn nicht sehen. Beide hören ihn, aber sie dürfen ihn nicht sehen. Menschen ertragen die Herrlichkeit des heiligen Gottes nicht; der Anblick würde sie vernichten.

Es mag daran liegen, dass in Christus Gottheit und Menschheit unvermischt und ungetrennt vereinigt sind, dass Petrus, Jakobus und Johannes Jesus in verwandelter, göttlicher Gestalt sehen können, dazu auch Mose und Elia, die mit ihm reden. Doch als noch mehr göttliches Licht (die Rede ist von einer lichten Wolke) diese Szene überschattet und sie die Stimme Gottes des Vaters vernehmen, da fallen auch sie zu Boden und fürchten sich. Und zwar so sehr, dass Jesus, dann wieder in nur menschlicher Gestalt, zu ihnen hingehen und sie berühren muss, damit sie wieder aufstehen.

Das ist ein gewaltiges Bild, eine unfassbare Geschichte, aber es ist kein Märchen. Bevor sich der Weg des irdischen Jesus nach Jerusalem in Leiden und Tod wendet und wir ihm im Kirchenjahr auf diesem Weg folgen, soll es ganz klar vor Augen stehen: Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, und als solcher wird er leiden, sterben und auferstehen. Keine Autorität hätten seine Worte als die Worte eines bloßen Menschen, aber er ist eben nicht nur ein Mensch, sondern er

spricht und gebietet in göttlicher Vollmacht, so wie er in Schöpfermacht auch dem Wind und den Wellen auf dem See Genezareth gebieten konnte. Die gleiche Vollmacht nimmt Petrus dann für die Verkündigung der Apostel in Anspruch. (2. Petrus 1)

„Den sollt ihr hören!“ sagt Gott Vater von seinem lieben Sohn. Gottes Wort enthält nicht ein paar freundliche Ermutigungen und ein paar nette Anregungen für ein gutes Leben. Mit ganzer Autorität Gottes gilt, was Jesus tut und sagt. Das sollen wir uns auch gesagt sein lassen. Die Geschichte von der Verklärung lehrt uns etwas über Jesus Christus, nämlich ihm mit Ehrfurcht und Gehorsam zu begegnen. Er ist Gottes lieber Sohn, und wir sollen ihn hören.

5. Sonntag vor der Passionszeit

Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unseres Herrn.

1. Korinther 1,9

Eine Einladung bekommen die meisten Menschen gerne. Man freut sich, dass man dabei sein darf. Eine Einladung drückt Wertschätzung aus. Oder sie drückt zumindest die Anerkennung der Tatsache aus, dass man – warum auch immer – einzuladen ist, etwa, weil eine Beziehung besteht oder man wichtig ist. Im schlechtesten Fall bekommt man sogar gerne eine Einladung, damit man sie ablehnen kann. Das bedeutet umgekehrt: wer andere einlädt, macht sich verletzlich. Es könnte ja sein, dass niemand kommt.

Gott hat sich verletzlich gemacht. Als Gott der Vater seinen Sohn in die Welt sandte, ist er dieses Risiko eingegangen. Christus hat Menschen eingeladen und sie in seine Gemeinschaft geholt. Seine Tischgemeinschaft mit allen war ein Zeichen dafür.

Was bedeutet es dann, wenn Paulus schreibt: Gott hat euch berufen? Könnte man sagen: Gott hat euch eingeladen? Oder ist das vielleicht zu wenig? Ist eine Berufung vielleicht so etwas wie eine sehr verbindliche Einladung?

Wenn von offizieller Seite eine Berufung ausgesprochen wird, ist das bedeutungsvoll und hat unter Umständen auch rechtsverbindliche Konsequenzen. Eine Berufung ist nicht allgemein, sondern Berufungs- oder Ernennungsurkunden sind personalisiert und mit Siegel und Unterschrift versehen.

Das sollen wir uns gesagt sein lassen: Gott meint mich, ganz explizit mich. Er möchte mich ausdrücklich und zeitlich unbefristet in der Gemeinschaft seines Sohnes haben. Ich stehe auf der himmlischen VIP-Gästeliste! Ich bin ihm sehr wichtig, es ist ihm ein Anliegen, dass ich dabei bin.

Aber natürlich kann ich auch sagen: „Mir doch egal! Ich muss ja nicht jede Einladung annehmen, und außerdem habe ich viel bessere Alternativen.“ Wir Menschen wären nach so einer Abfuhr geneigt, irgendwann aufzugeben. Gott nicht, Gott ist treu. Treusein bedeutet, nicht aufzugeben – egal, was ist, nicht aufgeben, den anderen nicht abschreiben, nicht mit Schlussstrichen drohen. Als Mensch gelingt uns das nicht immer, und manchmal ist es auch nötig, Grenzen zu setzen, um uns selbst zu schützen.

Gott hat sich selbst dann nicht geschützt, als Menschen seinen Sohn ans Kreuz geschlagen haben. Er erträgt es bis zu unserem letzten Atemzug, dass wir auf seine ständigen unverdrossenen Einladungen abweisend reagieren, von einem leicht genervten Schulterzucken bis zu schmollendem Schweigen. Christus möchte Gemeinschaft mit uns haben. Weniger in christlicher Insider-Sprache gesagt: Jesus möchte Zeit mit dir verbringen. Er will, dass du mit ihm redest und ihm zuhörst, ausführlich oder kurz zwischendurch. Er möchte die Zeit mit dir im Gottesdienst und besonders an seinem Tisch beim Abendmahl. Und er ist richtig hartnäckig. Er wird nicht aufgeben, bis zu deinem letzten Atemzug wird er nicht aufgeben. Seine Treue ist unverbrüchlich. Gott sei Dank!

4. Sonntag vor der Passionszeit

Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

Matthäus 14,31

In alten Bibelausgaben ist diese Geschichte mit „Petri Seewandel“ überschrieben. Das klingt doch herrlich. Aber eigentlich hat diese Begebenheit es richtig in sich. Kurz erzählt, passiert Folgendes: Nach der Speisung der 5000 drängt, ja zwingt Jesus seine Jünger, schon mal mit einem kleinen Boot ans andere Ufer des Sees Genezareth voranzufahren, während er noch die Menge wegschickt und sich dann allein zum Gebet auf einen Berg zurückzieht. Es ist Abend. Die Jünger haben auf dem See heftige Probleme mit Wind und Wellengang, sie kommen praktisch nicht vorwärts und sind in der späten Nacht immer noch auf dem Wasser. Da kommt Jesus über das Wasser zu ihnen, aber sie halten ihn für ein Gespenst und schreien auf vor Angst. Er sagt ihnen, dass kein Grund besteht, sich zu fürchten, weil er es doch ist. Petrus will daraufhin, dass Jesus ihm befiehlt, zu ihm zu kommen auf dem Wasser. Das tut er, und Petrus kann auf den Wellen gehen. Als Petrus aber auf den starken Wind schaut, erschreckt er und beginnt zu versinken bzw. zu ertrinken. Er schreit: „Rette mich!“, und Jesus packt ihn und bringt ihn wieder ins Boot, nicht ohne ihn tadelnd oder verwundert zu fragen, warum er denn gezweifelt habe. Die anderen Jünger fallen vor Jesus nieder und bekennen, dass er Gottes Sohn sei.

Aus der Perspektive der Jünger sieht die Geschichte so aus: Zuerst bringt Jesus sie quasi in diese scheußliche Situation, indem er sie nötigt, mit dem Boot loszufahren. Und als sie dann weit weg vom rettenden Ufer gefangen sind in der dunklen Nacht, bedrängt von hohen

Wellen, und der Wind ihnen entgegenweht, sodass es einfach nicht vorwärts geht, ist Jesus – nicht da. Und als er dann zu ihnen kommt, halten sie ihn für ein Gespenst, sie erkennen ihn nicht. Diese Erscheinung, die da auf dem Wasser auf sie zukommt, löst nur Entsetzen aus. Dann ist Jesus da – verborgen. Was den Jüngern helfen soll, versetzt sie in Erschrecken. Aber immerhin, dem mutigen Petrus reicht das, um herausfinden zu wollen, ob das wirklich der Herr ist. Nicht Jesus zwingt ihn zu einer Mutprobe, das Vertrauen des Petrus wagt die Glaubensprobe. Und es geht auch ein Stück weit gut, er läuft bis zu Jesus hin. Auf dem Wasser. Nun ist dieser Petrus aber auch Fischer, und er weiß, dass Wasser keine Balken hat. Er hat wahrscheinlich schon so seine Erfahrungen mit Stürmen auf dem See Genezareth gemacht. Und dieser Sturm ist heftig, das bildet er sich nicht ein. Und da erschreckt er. Und beginnt zu sinken. Ich habe mir das immer als ein langsames Einsinken wie in einem Sumpf vorgestellt, aber das ist bei Wasser ja ganz anders, das geht viel schneller. Kein Wunder, dass Jesus sofort die Hand ausstreckt und ihn ergreift. Petrus ist dabei zu ertrinken, und Jesus lässt ihn nicht noch ein bisschen zappeln, sondern er packt ihn und steigt mit ihm zurück ins Boot. „Du bist der Sohn Gottes“, bekennen die Jünger daraufhin.

Hinter diesem Satz steckt ein theologisches Wortspiel, das den Rahmen der Erzählung bildet. Jesus sagt: Ich bin es. Oder auch, ich bin da. Jedenfalls schwingt darin der hebräische Gottesname (Ich bin, der ich bin; ich bin der „ich bin da“) mit, obwohl der Evangelist Matthäus die Worte natürlich griechisch aufgeschrieben hat. Petrus fordert Jesus daraufhin heraus (und nicht umgekehrt): „Wenn du du bist, wenn du der Ich-bin bist, dann beweise es, indem du mir befiehlst, zu dir zu kommen.“ Und Jesus reagiert mit einem schöpferischen Wort: „Komm!“ Er spricht, und es geschieht; Petrus läuft auf dem Wasser. Dem Wunder entspricht aber immer der Glaube. Als Petrus auf die vorhandenen Gegebenheiten und Bedrohungen schaut, bekommt er

Angst. Sein Glaube wird klein. Er unterschätzt die Allmacht Gottes angesichts der Bedrohung.

„Warum, wegen was jetzt, hast du gezweifelt?“ fragt Jesus ihn, bevor er dann auch noch dem Sturm ein Ende macht. Und die Jünger bekennen: „Du bist es! Du bist Gott.“

Ja, im Nachhinein wissen wir das ja auch oft nicht mehr, warum wir solche Angst hatten. Wenn Gott eingegriffen hat, kann man leicht bekennen: „Gott lässt wohl sinken, aber nicht ertrinken!“ Nur wenn man gerade dabei ist, in den Fluten der Angst und des Todes zu versinken, dann fühlt es sich eher nach Ertrinken an. Kleingläubige Jünger hat Jesus, wir gehören auch dazu. Wir denken oft, er sei nicht zur Stelle, um uns zu helfen, dabei ist die Hilfe nur noch nicht da, aber schon auf dem Weg. Oder wir erschrecken vor dem, was schon die ersehnte Hilfe ist oder sie anbahnt. Wenn Luther sagte, Gott verstecke sich manchmal hinter einer Larve, also einer Maske, dann hat er vielleicht an diese Geschichte gedacht. Gott spielt keine Spielchen mit uns, aber oft erkennen wir ihn nicht und wähen uns in einem Albtraum, obwohl es eigentlich gut für uns ist, dass es gerade so kommt. Und dann gibt es ja auch noch die Situationen, wo wir uns wie Petrus den Ernst der Lage wirklich nicht einbilden. Und das, was objektiv bedrohlich ist, scheint so viel größer und realer als unser Glaube. Immerhin reicht der Glaube bei Petrus ja noch, um zu Jesus zu schreien: „Rette mich, hilf mir!“ Und Jesus tut das, sofort. Ich höre seine Worte eher liebevoll: „Mensch, Petrus, nun sag nicht, du hast auf dem letzten Meter wegen dem bisschen Wind und Wasser Angst gekriegt. Ich war doch direkt vor dir. Ich bin Gott, der Allmächtige.“

Tiefer als in die Hand dieses Gottes hätte Petrus nicht sinken können, selbst wenn er ganz untergegangen wäre. Und das gilt für uns auch. Die Hand Jesu ist nur ein Gebet weit entfernt, du musst sie nicht mal ergreifen, er fasst zu und rettet dich. Er hat manchmal sehr wunderliche Wege, uns zu helfen, aber erschrecken müssen wir deshalb nicht. Und

Jesus kommt nie zu spät. Den Jüngern ist die Nacht auf dem See bestimmt auch endlos vorgekommen, und sie hatten keine Ahnung, wozu Jesus sie eigentlich in diese Situation hat geraten lassen. Wohl, damit sie erkennen, wer er ist. Der Sohn Gottes lässt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

3. Sonntag vor der Passionszeit Septuagesimä

Wir liegen vor dir mit unserm Gebet und vertrauen nicht auf unsre Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit.

Daniel 9,18

Wissen Sie, wie das ist, wenn man „vor Gott im Gebet liegt“? Haben Sie erlebt, wie das ist, innerlich – und vielleicht auch äußerlich – vor Gott auf die Knie zu gehen? Wenn es so weit kommt, dann sind Gebete keine Höflichkeitsfloskeln mehr, kein eigentlich bedeutungsloses Unterbreiten einiger Vorschläge, nach denen Gott sich richten kann oder auch nicht, kein pflichtschuldiges Danken und Bitten, weil es sich eben so gehört – nein, wenn man sich Gott so ganz vor die Füße wirft, dann geht es um alles oder nichts. Wenn Schuld und Verstrickung in Schuld übermächtig werden oder Angst und Not verzweifelt Flehen und Schreien zu Gott aus jemandem herauspressen, das sind solche Erfahrungen. Ich wünsche sie niemandem, auch nicht um einer vielleicht dadurch erlangten geistlichen Reife oder wunderbarer Gebeterhörungen willen.

In der notvollen Situation stellt sich am Ende nur noch die Frage: Worauf vertraust du? Auf was verlässt du dich? Was führst du bei Gott ins Feld, wenn du zu ihm betest?

Not lehrt beten, sagt man. Not lehrt auch verhandeln, würde ich sagen. „Bitte, bitte, wenn es gut ausgeht, dann werde ich nie mehr... werde ich immer... werde ich ganz bestimmt... Als ob unsere Gelübde, Absichtserklärungen und Versprechen Gott doch noch zum Handeln zwingen könnten. Eigentlich wissen wir ja seit den vergeblichen Gebeten für

verhaueene Klassenarbeiten, für die wir nicht gelernt hatten, dass das nicht funktioniert. Aber dieser Gedanke, dass es doch noch irgendwas Gutes in und bei uns gibt, dass Gott doch anerkennen und honorieren müsste, das steckt in uns.

Worauf sollten wir eigentlich vertrauen? Nicht auf unsere Gerechtigkeit. Nichts haben wir verdient von aller Hilfe und Bewahrung und Vergebung, die Gott uns erfahren lässt, gar nichts. Es sind völlig leere Hände, die wir dem Allmächtigen hinhalten.

Was in Leid und Not und Schuld allein noch bleibt, auch wenn alles andere vor unseren Augen zerrinnt, ist das Vertrauen auf die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters. Was also vor Gott ins Feld zu führen ist, das ist: er selbst. Seine Zusagen in seinem Wort und dass er sich in der Vergangenheit immer wieder als der allein Rettende erwiesen hat. Es ist das Vaterherz Gottes, das uns durch Jesus offen steht, das voll Barmherzigkeit auf unser Flehen reagiert. Der Ausgang der Sache, für die wir beten, hängt nicht von uns und unserer Gerechtigkeit ab, also können wir auch nichts anderes tun, als ihn ganz in Gottes Hände zu legen.

Solches Vertrauen nennt die Bibel Glauben. Blindes, bedingungsloses Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, egal wie es ausgeht. Flucht nach vorn in die Arme Gottes. Er hört uns, er hält uns fest – immer.

2. Sonntag vor der Passionszeit Sexagesimä

Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, stelle dich auf deine Füße, so will ich mit dir reden.

Hesekiel 2,1

Und Gott sprach und sprach und sprach...

Genau genommen ist die ganze Bibel ein Buch, in dem und durch das Gott zu uns spricht. Deshalb nennt man sie ja auch Gottes Wort. Manchmal richtet Gott sein Wort auch sehr direkt an einen Menschen. Im oben genannten Vers ist das Hesekiel, den Gott in einer Szene wie aus einem Fantasyfilm zu seinem Propheten macht. Alles beginnt mit einer Vision. Diese endet damit, dass Hesekiel feststellt: „Wie der Regenbogen steht in den Wolken, wenn es geregnet hat, so glänzte es ringsumher. So war die Herrlichkeit des HERRN anzusehen. Und als ich sie gesehen hatte, fiel ich auf mein Angesicht und hörte einen reden.“ (Hesekiel 1,28) Der angehende Prophet *hört* also jemanden *reden*. Das sind die zwei Stichwörter, um die es im Folgenden geht: reden und hören.

Richtige berührend finde ich, was Gott macht, bevor er anfängt zu reden. Er stellt Hesekiel auf die Füße. Das hat damit zu tun, was der Mensch vor Gott ist. Eben nicht nur ein Häufchen Elend zu Gottes Füßen, sondern ein Angeredeter, ein Gegenüber, nach Gottes Ebenbild geschaffen. Danach redet Gott, und Hesekiel hört zu.

Bemerkenswerterweise beginnt nun aber nicht ein Dialog in Rede und Gegenrede mit Nachfragen und Diskussion, sondern Hesekiel bekommt gesagt, wozu Gott ihn beruft: „Und die Kinder, zu denen ich dich

sende, haben harte Köpfe und verstockte Herzen. Zu denen sollst du sagen: ‚So spricht Gott der HERR!‘ Sie gehorchen oder lassen es – denn sie sind ein Haus des Widerspruchs –, dennoch sollen sie wissen, dass ein Prophet unter ihnen gewesen ist.“ (Hesekiel 2,4-5)

Das ist für unsere Ohren schon eine außergewöhnliche Aussage. Das klingt ganz anders, als wenn Christus sagt: „Der Menschensohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ (Lukas 19,10) Aber hier? Nichts zu sehen von der nachgehenden Sorge des guten Hirten, der keinen verloren gehen lassen will. Stattdessen eine klare Ansage: Lieber Prophet, du sollst deinem Volk in der Verbannung nach Babylon predigen. Du sollst ausrichten, was ein Prophet auszurichten hat: „So spricht Gott der HERR.“ Du hast zwar keine Chance, aber nutze sie. Der Auftrag lautet predigen, verkündigen. Was daraus wird – in diesem Fall vorhersehbar gar nichts –, hat der Prophet nicht in der Hand. Die Hörer hören oder lassen es, sie sind solche, die sowieso bei jeder Gelegenheit widersprechen.

Ich würde mal sagen, wenn Hesekiel sich darauf einlässt, ist ihm das „Ungenügend“ in Predigtlehre sicher. Der kann doch nicht einfach alle seine Hörer über einen Kamm scheren und einfach konstatieren, dass sie böse und unwillig sind, und zwar ausnahmslos. Und dann müsste er doch auch ihre Situation und ihre Hörvoraussetzungen berücksichtigen und nicht einfach sagen: „Hört zu oder lasst es.“

Warum redet Gott hier so? Die Antwort liegt in dem Wort „verstockt“. „Verstockte Herzen“ steht da (Hesekiel 2,4). Verstockung, das ist etwas, das Gott tut. Wie zur Zeit des Auszugs Israels aus Ägypten, als der Pharao so lange nein sagt zu Gottes Willen, bis Gott selbst verfügt, dass er nicht mehr ja sagen kann, sondern dem Gericht unweigerlich verfallen wird, obwohl Mose und Aaron mehrfach noch zu ihm reden. (z. B. 1. Mose 11,9) Verstocken, das bedeutet: etwas, das sich nicht beugen *wollte*, so hart wie einen Stock machen, sodass es sich nicht mehr beugen *kann*, selbst wenn es wollte.

Nun könnte man ja erwarten, dass Hesekiel jetzt wenigstens mal nachfragen darf, was dieser Auftrag dann soll. Aber es geht weiter im Schema reden und hören: „Aber du, Menschenkind, höre, was ich dir sage, und widersprich nicht wie das Haus des Widerspruchs. Tu deinen Mund auf und iss, was ich dir geben werde.“ (Hesekiel 2,8). Was Hesekiel dann schlucken muss, ist eine innen und außen mit „Ach und Weh“ beschriebene Schriftrolle. Man sollte meinen, nun hätte der Prophet sofort die Bitterkeit und Schärfe seiner Botschaft selbst zu kosten bekommen, aber so ist es nicht. Für Hesekiel schmecken die Worte Gottes süß.

Am Sonntag Sexagesimae werden wir angeleitet, besser zu verstehen, was das Wort Gottes ausmacht. Speziell über die Predigt können wir von Hesekiel etwas lernen. Wir sehen hier sozusagen im Bild, was es bedeutet, wenn Gott zu seinen Propheten sagt: „Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund.“ (Jeremia 1,9)

Der Prophet kann sich nicht wehren dagegen. Es sind seine Worte und doch nicht seine Worte, die er predigt. Das hilft uns zu verstehen, was geschieht, wenn auch uns Gottes Wort gepredigt wird. Es ist ja der gleiche Gott, der da redet, und diese erschreckende Szene macht auch uns deutlich klar, dass das Hören einer Predigt keineswegs belanglos ist. Es ist ja Gott, der da redet. Gottes Wort wird ausgerichtet, völlig unabhängig von unserer Zustimmung dazu.

Aber bedeutet das, dass es jeder Prediger so machen soll, wie hier dem Hesekiel aufgetragen wird? Immer auf sie mit Gebrüll, es trifft schon den Richtigen?

Das wäre so, wenn der Prediger mit Sicherheit sagen könnte, dass alle seine Hörer so verstockt sind wie die Hörer des Hesekiel. Aber dieses Urteil fällt eben nicht der Prophet oder ein heutiger Prediger, nachdem er mit seiner Rhetorik und seinem guten Willen am Ende ist. Dieses Urteil, dieses Tun steht allein Gott zu. Verstockung bedeutet, dass jemand gar nicht mehr umkehren kann, er kann keine Buße tun. Es gibt

dieses Zu-Spät. Nicht nur im Alten Testament, auch für eine christliche Gemeinde: „Denke nun daran, aus welcher Höhe du gefallen bist, und tue Buße und tue die ersten Werke! Wenn aber nicht, werde ich über dich kommen und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte – wenn du nicht Buße tust“, lässt der Auferstandene beispielsweise der Gemeinde in Ephesus ausrichten. (Offenbarung 2,5)

„Kannst du nicht hören?!“ – „Warum hörst du nicht, was ich sage?“ Das Gefühl der Hilflosigkeit, zu einem anderen Menschen mit Worten nicht durchdringen zu können, kennen wir ja auch aus der menschlichen Kommunikation. Der Zweijährige, der brüllend am Boden liegt, ist weder liebevollen noch strengen Worten zugänglich. Auch wenn Jugendliche gelegentlich die Kopfhörer aus den Ohren nehmen, ist nicht garantiert, dass sie mitbekommen, was jemand zu ihnen sagt. Wie viele Paare leiden daran, dass sie sich mit Worten nicht mehr erreichen können? Ob Kommunikation gelingt, hängt also ganz wesentlich vom Hören ab. Es gibt auch so etwas wie eine geistliche Schwerhörigkeit, die, so erfahren wir es hier bei Hesekeil, dadurch ausgelöst wird, dass jemand sich auf Dauer dem Hören verweigert, wenn Gott zu ihm redet, sodass seine Hörfähigkeit dadurch immer weiter abnimmt. Wie gut, dass wir heute darauf aufmerksam gemacht werden, wirklich zuzuhören, wenn Gott redet. Wo und wie er redet, darum geht es an diesem Sonntag.

Sonntag vor der Passionszeit Estomíbi

Und er redete das Wort frei und offen. Und Petrus nahm ihn beiseite und fing an, ihm zu wehren. Er aber wandte sich um, sah seine Jünger an und bedrohte Petrus und sprach: Geh hinter mich, du Satan! Denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.

Markus 8,32-33

Was Jesus seinen Jüngern da frei und offen sagte, hätten diese lieber nicht gehört. Es war die bittere Wahrheit, dass der Weg Jesu ins Leiden, in Verurteilung und Tod führen würde. Freilich auch durch diese hindurch zur Auferstehung am dritten Tag. Aber das gute Ende scheint mindestens Petrus überhört zu haben. Manche Bibelausleger gehen so weit zu meinen, diese Worte habe Jesus wahrscheinlich gar nicht wirklich gesagt, sonst hätten seine Jünger doch nicht solche Schwierigkeiten gehabt, seinen Tod zu begreifen und an die Auferstehung zu glauben.

Aber könnte es nicht vielleicht auch einfach an der Ungeheuerlichkeit des Angekündigten liegen? Petrus ist nicht bereit, diesen bevorstehenden Leidensweg Jesu zu akzeptieren. Er wehrt sich dagegen, will seinen Herrn und Meister beschützen. Indem er seine menschlichen Gedanken ausspricht, wird er zur Stimme des Versuchers, weil er dem göttlichen Plan widerspricht.

Es gibt ein göttliches „Muss“ hinter dem Leiden und Sterben des Herrn. Aber genau das kann Petrus zunächst nicht sehen. Er sieht nur all das Grausame und Furchtbare, das auf Jesus zukommt und dem dieser sich aus freiem Willen aussetzt.

„Warum machst du das? Warum tust du dir das an? Warum musst denn immer du derjenige sein, der die unbequeme Wahrheit ausspricht? Finde einen anderen Weg!“ So wirklich fremd sind uns diese Gedanken nicht. Wenn wir jemanden lieben, fällt es uns schwer, ihn leiden zu sehen, und sei es auch um eines wichtigen Ziels oder sogar um des Glaubens und der Wahrheit willen. Petrus hatte die besten Absichten. Und trotzdem nennt Jesus ihn hier „Satan“. Denn weil es nach Gottes Willen in dieser Weise nötig ist, darf Jesus sich nicht von seinem Weg abbringen lassen.

Oft dürfen das auch diejenigen nicht, die er in seine Nachfolge berufen hat. Wenn Jesus in dieser Begebenheit zu Petrus sagt: „Geh hinter mich!“, sind das die gleichen Worte, mit denen er ihn in seine Nachfolge berufen hat. Und gleich im Anschluss daran redet er davon, dass diese Nachfolge bedeutet, das Kreuz auf sich zu nehmen. „Kreuz“ könnte man hier auch als Konsequenzen verstehen. Denn auch die Entscheidung der Nachfolger Jesu hat Konsequenzen, allerdings in zwei Richtungen: „Wer sich aber meiner und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln.“ (Markus 8,38)

Wo wir als Jünger unseres Herrn in seiner Nachfolge einen Teil seines Schicksals teilen oder es aushalten müssen, dass jemand dies auf sich nimmt, dem wir das lieber erspart sehen wollen, dann dürfen wir nicht vergessen, dass es nie nur der Weg in Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten ist, denn die dauern nur „bis zum dritten Tag“.

Gott hat seinem Sohn das Kreuz zugemutet, aber er hat ihn nicht im Tod gelassen, sondern ihn auferweckt und erhöht als Sieger und Herrn über alles. Und wer sich zu diesem Herren und seinem Wort bekennt, der steht auf dem sichersten Standpunkt der Welt. Das nicht zu tun, sondern schamhaft auszuweichen, hat auch Konsequenzen, und die

dauern womöglich ewig. Das meint Jesus mit dem Hinweis auf den Tag seiner Wiederkunft zum Jüngsten Gericht.

Es ist wahrhaft eine sehr offene Rede, die Jesus da hält. Es ist gut, dass sie als Evangelium am Beginn der Woche steht, in der die Fasten- und Passionszeit beginnt. Wie gern weichen wir – ganz menschlich – verständlicherweise dem Schweren und Leidvollen aus? Wir möchten uns vielleicht auch dem Leiden Jesu gar nicht gerne aussetzen in unseren Gedanken. Da ist es gut, wenn wir uns statt in menschliche in göttliche Gedanken einüben auf dem Weg der Nachfolge.

Aschermittwoch

Wie können die Hochzeitsgäste Leid tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, dass der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten. Matthäus 9,15

„Frühjahrsputz von innen!“ – „XY lässt die Kilos purzeln.“ – „Dauerhaft schlank durch...“ – „Fit und gesund durch den Verzicht auf..“ Kaum naht der Frühling, überfallen einen solche Versprechungen an jeder Ecke wie die überpünktlichen Schokoladenhasen (die man natürlich nicht essen soll, sonst wird man ja nicht fit, gesund und glücklich). Ja, kaum sind die meisten an den guten Vorsätzen für das neue Jahr gescheitert, da verhilft die beginnende Fastenzeit auch ganz unkirchlichen Zeitgenossen zu neuer Motivation.

Zur Zeit Jesu fastete man nicht aus kosmetischen Gründen. Die Pharisäer und andere religiöse Gruppen, wie die Jünger des Täufers Johannes, die es sehr genau damit nahmen, verzichteten nicht auf Nahrung, um „fit for fun“ zu werden, sondern weil sie es für eine religiöse Pflicht hielten. Und die Jünger Jesu? Die fasteten im Gegensatz dazu offenbar nicht. Nun wird Jesus gefragt, *warum* eigentlich nicht. Seine Antwort ist unmittelbar einleuchtend: Man fastet vielleicht vor einer Hochzeit, um am großen Fest besonders hübsch auszusehen, vielleicht auch hinterher, weil man sich den Magen verdorben hat, aber ganz sicher nicht bei der Hochzeit. Da wird geschlemmt. Alles andere wäre ja den Gastgebern gegenüber auch sehr unhöflich. Wer zählt angesichts der Hochzeitstorte schon Kalorien?

Erstaunlich, dass das heute immer noch unmittelbar einsichtig ist. Aber was meint Jesus damit? Direkt nach diesem Vergleich mit einer Hochzeit bringt er noch ein Beispiel. Es ist das bekannte Bild von dem

jungen Wein, den man nicht in alte Schläuche füllen soll. Das heißt soviel wie: Wenn du eine Flasche mit Federweißen zuschraubst, platzt die Flasche, und der Federweiße ist hin.

Es gibt Bibelstellen, da weiß man meistens sofort, worauf der Prediger hinauswill, wenn er damit anfängt. Die Sache mit den Weinschläuchen ist die Lieblingsbibelstelle aller, die irgendetwas neu ordnen, modernisieren oder ausprobieren wollen. „Da seht ihr es, man muss offen sein für Neues – hat Jesus selbst gesagt.“

Mir scheint, das ist nicht unbedingt das, was er gemeint hat. Neuaufbrüche sind was Schönes, und es tut auch oft gut, sich von alten Gewohnheiten zu lösen, aber die Frage ist, *warum* man das tun soll. Diese Frage beantwortet Jesus. Warum fasten seine Jünger nicht? Weil Er jetzt da ist, weil Gott Mensch wurde, weil gerade Heilszeit ist. Und dann kommt es: Er wird auch einmal nicht bei ihnen sein, dann werden die Jünger sehr wohl fasten aus Trauer. Das ist eine Ankündigung seines Leidens und Sterbens, die man nicht überlesen sollte. Darum geht es am Beginn der Fastenzeit.

Aus christlichen Motivation zu fasten (das heißt auf etwas zu verzichten) geschieht, weil Gläubige ihren Herrn innerlich auf seinem Leidensweg begleiten. Sie helfen ihm nicht, die Welt zu retten, das tut er ganz allein. Insofern ist das Fasten kein gutes Werk. Aber sie sind eben auch nicht nur unbeteiligte Zuschauer, die die Berichte des Leidens Jesu wie einen spannenden Film zur Kenntnis nehmen, während sie Chips und Schokolade futternd auf dem Sofa sitzen.

Das Fasten der Jünger Jesu endet mit Ostern. Dann ist die Trauer vorbei, es kann gefeiert werden. Im letzten Jahr erzählten mir Kinder, bei denen es in der Passionszeit sonntags daheim keinen Nachtmisch gibt: „Ach, das ist doch ganz leicht, darauf zu verzichten. Wir wissen doch, wie gut es Ostern schmecken wird. Was es dann alles gibt – viel mehr als das, was wir jetzt nicht kriegen.“ Genau genommen ist das ein sehr geistlicher Gedanke.

Invokavit

Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?

Hiob 2,10

Am ersten Sonntag der Fastenzeit, Invokavit, geht es um das Thema „Versuchung“. Was bedeutet dieser Begriff eigentlich? Jemand oder etwas versucht, einen vom richtigen Weg oder vom Glauben an Gott abzubringen. Das ist doch nichts Gutes, oder? Nein, etwas Gutes im Sinne des Ergebnisses ist es sicher nicht. Aber die Methoden, mit denen man versucht wird, die können durchaus auf den ersten Blick angenehm oder nützlich erscheinen. So war es, als Adam und Eva im Paradies von der Schlange versucht wurden und diese Probe nicht bestanden, wie wir in der Lesung aus dem Alten Testament an diesem Sonntag hören. Verlockend waren die Versprechungen auch, als der Teufel Jesus in der Wüste versuchte, wie uns im Evangelium berichtet wird.

Der Versucher kann aber auch ganz anders. Davon hören wir im Buch Hiob. Hiob ist ein frommer und gerechter Mann. Er wird – mit Gottes Einverständnis – vom Teufel nicht durch etwas, das schön erscheint, aber böse ist, versucht, sondern geradezu umgekehrt ist es der Fall. Hiob erfährt ein Übermaß an Leid. Er verliert seinen Besitz und seine Kinder und am Ende sogar seine Gesundheit. Seiner Frau ist er in diesem Zustand nur noch eine Last, sie kann nicht begreifen, dass er immer noch an Gott festhält, und fordert ihn schlichtweg auf: „Fluche Gott und stirb!“

Aber wie gesagt, weil der Teufel ein Lügner und der Vater der Lüge ist, sind in der Versuchung die Dinge nie das, was sie zu sein scheinen.

Gott hat Hiob keineswegs verlassen, er meint es immer noch gut mit ihm, auch wenn er diese Probe durch den Teufel zugelassen hat. Gott ist sich sicher, dass Hiob den Test besteht. Gott weiß immer, wem er was und wieviel zumuten kann.

Und trotzdem ist die Situation offen. Hiob hat tatsächlich mit dem Leben abgeschlossen. Aber er weigert sich, den Erklärungen seiner Freunde, die ihm letztendlich unterstellen, auf irgendeine Weise an seinem Unglück selbst schuld zu sein, zuzustimmen. Und Gott gibt ihm Recht.

An Hiob sehen wir, dass Leidenszeiten auch Prüfungszeiten sein können. Anfechtung kann auch von Gottes Widersacher ausgehen, der nichts lieber hätte, als dass wir Gott fluchen und sterben. Nicht nur der Wunsch, gegen Gottes Gebote zu handeln, der immer wieder aus unserem Herzen, aus uns selbst, aufsteigt, oder Versuchungen durch andere Menschen oder Verlockungen durch irgendwelche Dinge, die von außen auf uns zukommen, bringen uns in Versuchung, nein, Versuchung kann auch vom Teufel kommen.

Nicht jedes Unglück, nicht jedes große Leid, das Menschen tragen müssen, ist immer eine Versuchung des Teufels. Aber im Leiden, in großem Schmerz, sei er körperlich oder seelisch, liegt das Potential, uns an Gott zweifeln zu lassen, ihm Vorwürfe zu machen, ja sogar Gott zu hassen für das, was wir durchmachen müssen.

Es ist in der Situation leichter gesagt als getan, aber der Gedanke, dass in der Versuchung die Dinge eben nicht so sind, wie sie zu sein scheinen, kann eine Lösung sein. Also: so wie nicht alles, was so verlockend gut scheint, in Wirklichkeit auch gut ist, so ist auch nicht alles böse und zu unserem Schaden, was uns Böses widerfährt.

Bei Hiob macht Gott es am Ende sogar mehr als wieder gut. Nun ja, ich denke, bei den Kindern, die Hiob verliert, kommt diese Aussage an menschliche Grenzen, obwohl die Bibel es uns so erzählt. Aber es geht

ja um die Erfahrung, dass Gott es am Ende doch gut werden lassen kann, dass er Verlust ersetzt, Wunden heilt, letztendlich das Glück größer ist als vorher.

Weil die Heilige Schrift hier geistliche Erfahrungen beschreibt, geht es nicht um Prozesse, die immer so und nicht anders ablaufen. Aber vielleicht schauen wir doch mal bei uns und bei anderen genau hin: Haben wir nicht doch schon mal gesehen, dass Gott Treue belohnt, Verlorenes ersetzt, überreich beschenkt nach schweren Zeiten?

Zwei Bibelworte fallen mir dazu ein: „Gott ist treu, der euch nicht versuchen lässt über eure Kraft, sondern macht, dass die Versuchung so ein Ende nimmt, dass ihr's ertragen könnt.“ (1. Korinther 10,13) Und: „Es ist niemand, der Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder verlässt um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfach wieder empfangt in dieser Zeit und in der kommenden Welt das ewige Leben.“ (Lukas 18,29-30)

Ich wünsche Ihnen in dieser Fastenzeit viel Vertrauen auf diesen treuen Gott, der in der Versuchung und durch Anfechtungen hindurch seine Kinder bewahrt.

Reminiszenz

Und der Engel des HERRN kam zum zweiten Mal wieder und rührte ihn (Elia) an und sprach: Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir. Und er stand auf und aß und trank und ging durch die Kraft der Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berg Gottes, dem Horeb.

1. Könige 19,7-8

Was muss das für ein wirksamer himmlischer Energy-Drink bzw. Power-Riegel gewesen sein, wenn der Prophet Elia „durch die Kraft der Speise“ 40 Tage und 40 Nächte durch die Wüste wandern konnte? Nötig hatte Elia diese Stärkung jedenfalls, sogar sehr nötig. Denn die Ausgangslage ist denkbar schlecht. Elia hat sich total verausgabt im Kampf für den wahren Gott Israels und gegen den Götzen Baal. Seine Botschaft und sein Eintreten für Gott den Herrn finden wenig Beifall. Schlimmer noch: Es regt sich Widerstand, und dieser Widerstand wird immer gewalttätiger. Nicht zuletzt bekommt Elia es mit den prominentesten Verehrern des Fruchtbarkeitsgottes Baal, nämlich dem Königs-paar Ahab und Isebel, zu tun, und das ist dann richtig gefährlich. Elia, ein Prophet Jahwes, ist stark und unbeugsam. Der kapituliert nicht gleich, wenn sich jemand beschwert. Der sagt die Wahrheit und schont dabei weder seine Zuhörer noch sich selbst. Er weiß um die möglichen Konsequenzen – und tut trotzdem, was er tun muss.

Aber es kommt der Punkt, an dem auch der trotzig und mutige Elia an die Grenzen geführt wird. Königin Isebel trachtet ihm nun endgültig nach dem Leben. Er ist so müde von den Auseinandersetzungen, in denen er sich zwar durchaus erfolgreich geschlagen hat, die bislang aber einfach keinen Durchbruch gebracht haben. Elia fühlt sich völlig allein. Bin ich eigentlich der Letzte, der sich noch mit den Baals-

priestern und ihren Freunden herumschlägt? Kann bitte mal jemand für mich Partei ergreifen? Niemand? Gott vielleicht? Wohl auch nicht.

Ja, an diesen Punkt können auch die tapfersten und mutigsten Zeugen Gottes kommen. Aus verschiedenen Gründen, genau wie Elia. Wenn man erlebt, dass die Angriffe immer existenzieller werden, wenn sie darauf abzielen, alles, was man liebt oder was einem Sicherheit gibt, zu zerstören und es im Grunde um Vernichtung geht, dann wird es schwer. Es zermürbt, immer wieder ganz allein für Gott und sein Wort einzutreten in einem Streit, von dem man weiß, dass man ihn eigentlich nicht gewinnen kann.

Elia reicht es. Er flieht vor Isebel, zieht sich in die Einsamkeit der Wüste zurück und will seinem Leben ein Ende machen. Vermeintlich eine ganz einfache Lösung: Eine Tagesreise weit läuft er, dann legt er sich unter einen Strauch und muss nun einfach nur abwarten, bis er verdurstet. Elia hat genug von seinem Amt und von dem Leben, zu dem er gezwungen ist. Lieber tot, als so weitermachen müssen.

Gott hat allerdings noch lange nicht genug. Er lässt Elia nicht unter dem Strauch liegen und vor sich hinstirben, sondern er handelt. Zunächst bekommt Elia die Ruhe, die er braucht. Gott lässt ihn ausschlafen. Allerdings will er ihn nicht, wie der Prophet dachte, auf diese Weise sanft in den Tod hinübergleiten lassen, sondern er schickt einen Engel, der ihn dazu bringt, Nahrung und Wasser zu sich zu nehmen, bevor er nochmal weiterschläft. Gott ist hartnäckig bei seiner Therapie für lebensmüde Propheten. Ein Engel weckt Elia ein zweites Mal, und wieder soll er essen und trinken.

Der Engel „rührt ihn an.“ Er brüllt nicht im Kasernenhoftönen los, sondern er weckt ihn sanft durch eine Berührung. „Steh auf...“ Diese Art Engel kenne ich. Sie sind spürbar in der tröstenden Umarmung guter Freunde nach dem Bestehen schwieriger und konfliktreicher Situationen. Sie sind präsent in ihren Worten, mit denen sie unnachgiebig liebevoll darauf bestehen, dass man wieder aufsteht und weitermacht,

wenn man am Boden liegt und da am liebsten auch liegen bleiben würde. Diese Engel sind greifbar in der Gewissheit, niemals allein gegen eine Übermacht von Widersachern oder Schwierigkeiten kämpfen zu müssen, sondern sich auf bedingungslose Rückendeckung und selbstlose Verteidigung anderer verlassen zu können.

Gott sendet seine Engel zu uns, wenn wir verzweifelt und erschöpft am Boden liegen. Wie er Elia gestärkt hat, hat er seinem Sohn in den bittersten Wüstensituationen einen Engel zur Hilfe gesandt. Nachdem Jesus die Versuchung des Teufels in der Wüste, in der er wie Elia auch 40 Tage lang war, überstanden hatte und im Garten Gethsemane, wo er sich zum „Ja“ zu Gottes Willen durchringen musste, dienten ihm die Engel.

In der Fastenzeit, die nicht ohne Grund ebenfalls 40 Tage lang ist, stellen wir uns geistlich den Kämpfen nach innen und außen in besonderer Weise. Fastenzeit bedeutet, wir rechnen mit beiden, wir leben mit beiden, und durch Gottes Beistand siegen wir in beiden.

Am Ende der Wanderung durch die Wüste steht für Elia die Begegnung mit Gott am Berg Horeb, das ist der Sinai. Dort, wo Jahwe sich dem Mose im brennenden Dornbusch offenbarte und wo er später Israel sein Gesetz gab, erscheint er auch Elia. Bemerkenswerterweise nicht in Feuer, Sturm oder Erdbeben, was vielleicht ganz gut zu Elia und seinem Gottesbild gepasst hätte, sondern in einem leisen Wind. Die sanfte Seite Gottes könnte man das nennen.

Außerdem rückt Gott die verzerrte Wahrnehmung seines Propheten zurecht, die vielleicht sein Grundproblem war. Elia ist nämlich gar nicht allein. Es gibt in Israel noch 7000 Menschen, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben. Zu dem sanften „Steh auf!“ des Engels kommt nun Gottes Zusage: „Du bist nicht allein.“ Eine ganz praktische Lösung bahnt Gott dann im weiteren Verlauf auch noch an.

Der Prophet Elia ist ein gutes Vorbild für uns. Nicht, weil wir aus uns selbst so viel entgegenzusetzen hätten, wenn Enttäuschung, Verzweiflung und Resignation uns anfallen oder die Angriffe von außen stärker werden. Das hatte Elia auch nicht. Aber wir dürfen Gott bitten, mit uns zu handeln wie mit Elia:

Gib uns des Elia Strenge,
wenn den Götzen dieser Zeit
die verführte, blinde Menge
Tempel und Altäre weiht;
dass wir nie vor ihnen beugen
Haupt und Knie, auch nicht zum Schein,
sondern fest als deine Zeugen
dastehn, wenn auch ganz allein.
(ELKG² Nr. 532,6)

Okuli

Meine Augen sehen stets auf den HERRN, denn er wird meinen Fuß aus dem Netze ziehen.

Psalm 25,15

In der Fasten- und Passionszeit tragen die Sonntage lateinische Namen. Diese Namen kommen in der Regel von den ersten Worten des Eingangspsalmes her, genauer gesagt von dem Kehrsvers (der Antiphon), die zum Psalm des Sonntags gehört. Okuli bedeutet „Augen“. Dieser Sonntag heißt so, weil auf Latein der Psalm mit „Oculi nostri“ („unsere Augen“) beginnt.

Aber was meint der Beter mit diesem Satz aus Psalm 25? Psalm 25 ist eine Bitte in der Not, ausgelöst vor allem durch Anfeindungen von anderen Menschen, verbunden mit der Bitte um Vergebung. In allem, was den Menschen, der so betet, beschäftigt, versucht er seine Augen auf Gott zu richten, ihn nicht aus dem Blick zu verlieren, ihn besonders in den Blick zu nehmen, den Blickkontakt zu halten. Denn er vertraut darauf, dass Gott ihn retten wird vor den Fallen, die andere ihm stellen, in die er getappt ist, wo er nicht mehr herauskommt. Gott ist ein Befreier, das haben unzählige Menschen schon erfahren.

Gerade wenn uns eine notvolle oder konflikthafte Situation beschäftigt, fällt es uns oft schwer, den „Blickkontakt“ zu Gott aufrecht zu erhalten. Wir verlieren ihn dann leicht „aus dem Blick“. Allein bei diesen Redewendungen merken wir, dass Augenkontakt etwas mit Beziehung zu tun hat. Was ich anschau, das prägt mich, welches Ziel ich fokussiere, bahnt einen Weg zu diesem Ziel. Wenn es einem Menschen schlecht geht, neigt er dazu, die Augen in alle möglichen Richtungen nach mög-

licher Hilfe schweifen zu lassen oder sie gar ganz vor der Situation zu verschließen oder dem Blick Gottes auszuweichen.

Im Bild des Psalms gesprochen könnte man sagen: Es bringt nichts, ständig auf das Netz zu schauen, das den Fuß gefangen hält, oder hektisch zu versuchen, seinen Fuß irgendwie daraus zu befreien, sondern es ist doch viel sinnvoller, denjenigen flehentlich anzusehen, der das Problem lösen kann.

Leicht war es auch für Christus nicht, als er den Weg des Leidens gegangen ist. Aber man könnte wohl sagen, er allein konnte ihn so gehen, dass er nie den Blick von seinem himmlischen Vater abgewandt hat. Er hat nicht aus den Augen verloren, was das Ziel seines Weges war. Mit seinem Blick auf den Vater trägt er auch die unzähligen Male, in denen wir weggeschaut haben und an Gottes Güte und seinem Willen zu helfen zweifelten.

Auch wenn Christus es nicht schon am Abend vor seinem Tod im Garten Gethsemane erfahren hat, als er vor Angst bebte, und auch nicht am Kreuz, als er zu seinem Vater schrie – am Ende hat ihm der Vater die Füße aus dem Netz des Teufels und der Hölle gezogen, indem er ihn auferweckt hat.

Also schon Osterhoffnung an Okuli!

Lätare

Gott spricht: **Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet...**

Jesaja 66,13

Einmal habe ich eine merkwürdige E-Mail bekommen. „Kann mich mal jemand trösten?“ stand da. Das Merkwürdige daran war der Absender, nämlich ein gestandener Mann, dem ich eine solche Bitte niemals zgetraut hätte. Aber nun, da er Angst um einen Freund in großer Gefahr hatte, brauchte er Trost und bat um Trost.

Ich fände es auch schön, wenn mich mal jemand trösten und beruhigen würde. Bekanntermaßen sind Mütter allerdings in der Regel nicht diejenigen, die getröstet werden, sondern die trösten müssen. Die Mutter, die sich beschützend, bergend, beruhigend ihrem Kind zuwendet, das ist ein Urbild menschlichen Lebens. Dass Mütter manchmal auch an ihre Grenzen kommen oder sogar ganz versagen, ändert daran nichts. Nicht umsonst haben in Extremsituationen schon ganz „harte Kerle“ und „taffe Frauen“ nach ihrer Mama geschrien.

Der Prophet Jesaja verwendet dieses Urbild auch, um dem Volk Israel etwas über Gott zu sagen. Wenn man den ganzen Abschnitt Jesaja 66,7-14 im Zusammenhang liest, dann wimmelt er geradezu von weiblichen Vergleichen. Das allerdings ist kein Wunder, geht es doch zunächst um die Stadt Jerusalem, die Tochter Zion, die nun einmal weiblich vorgestellt wird, was die Vergleiche nahelegt.

In einem Spitzensatz bleibt Jesaja in dieser Bilderwelt und verkündet, was Gott tut: Gott tröstet. Gott tröstet wie eine Mutter. Eine Mutter tröstet unabhängig von der objektiven Größe des Kammers oder Scha-

dens. Sie weiß Worte und Gesten, die beruhigen, auch wenn sie eigentlich an der Situation gar nichts ändern.

Ist das bei Gott auch so? Ich denke, die Art der Zuwendung ist vergleichbar, nämlich ganz und unbedingt. Aber die Möglichkeiten zu helfen, die sind bei Gott ungleich viel größer.

Das habe ich bei meinem Lehrer im Fach Altes Testament gelernt, der sagte: „Gottes Trost ist viel umfassender als menschlicher Trost. Gott macht nicht mal schnell ‚Heile, heile Segen‘ bei uns, sondern sein Reden ist sein Tun. Gottes Wort ist wirkmächtiges Wort. Wenn Gott sagt: ‚Alles wird gut!‘, dann wird alles gut. Er spricht, und es geschieht. Keine seiner Verheißungen wird ungültig, keins seiner Worte kommt leer zurück.“

Es kann ja sein, dass wir alle Trost brauchen. Natürlich, den von Menschen auch. Das ist ja gerade das Wunderbare, dass Gott oft sogar für seinen Trost Menschen gebraucht, um ihn auszurichten. Aber der himmlische Vater hat auch Mittel und Wege, seine Kinder unmittelbar zu trösten. Manchmal lenkt er den Blick auf die Natur oder die Kunst oder die Musik. Immer wirkt er durch sein Wort. Man kann es ja mal mit einem Bibelwort, dass man als tröstlich empfindet, ausprobieren. Vielleicht: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ (Psalm 91,11) Oder: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück; Denn du bist bei mir...“ (Psalm 23,4)

Wer so durch Gottes Wort gestärkt ist, der kann den Trost auch weitergeben. Wenn zum Beispiel jeder, der diese Andacht liest oder vorgelesen bekommt, einen anderen Menschen anrufen und ihm gute Worte sagen würde, zuhören und Zuversicht spenden, was für eine große Menge Trost da wohl zusammenkäme?

Und man darf natürlich auch für sich selbst immer wieder bei Gott um seinen beruhigenden, beschützenden Beistand bitten. Man darf sich bei ihm ausruhen, gerade wenn uns alles zu überfordern droht.

Vielleicht möchten Sie noch gerne wissen, was aus der E-Mail mit der Bitte um Trost geworden ist? Nun, den menschlichen Trost hat der Bittende von uns bekommen, aber seinen Freund gerettet, das hat Gott getan. Er hilft, wie er geholfen!

Judika

Da kam Jesus heraus und trug die Dornenkrone und das Purpurgewand. Und Pilatus spricht zu ihnen: Sehet, welch ein Mensch!

Johannes 19,5

Es mag ja eine merkwürdige Frage sein, aber was hat Pilatus da gesagt? Seine Worte sind uns vom Evangelisten Johannes überliefert, auf Griechisch. Die griechischen Wörter müsste man so übersetzen: „Siehe, der Mensch.“ Möglich ist aber auch die Variante: „Da ist der Mensch!“ Nun war Pilatus bekanntlich Römer, vielleicht sagte er auch auf Lateinisch „Ecce homo“ (so findet man es in der lateinischen Bibelausgabe). Bedeutende Werke der christlichen Kunst, die diese Szene darstellen, heißen Ecce-homo-Darstellungen. Leider bringt uns das in Sachen Übersetzung nicht weiter, es meint dasselbe wie im Griechischen. Luther hat sich nun im Deutschen für „welch ein Mensch!“ entschieden.

Also was hat Pilatus gesagt? Einfach nur: „Da ist der Mensch!“ – im Sinne von: „So, seht selbst, da habt ihr euren König, über den wir gerade diskutiert haben“? Das wäre die banalste Möglichkeit. Oder „Welch ein Mensch!“, also: „Da seht, wie man einen Menschen erniedrigen kann. Das ist weder ein Aufrührer noch ein König, das ist bloß ein geschundener Mensch“? So wäre es in der Abfolge des Geschehens eine sinnvolle Aussage. Aber könnte man Pilatus nicht auch eine philosophischere Aussage zutrauen, nachdem er schon mit Jesus über die Frage nach der Wahrheit gesprochen hat? Vielleicht ist ja wirklich zu lesen: „Siehe, der Mensch an sich.“

Ja, die Berichte über die Passion Jesu sind sehr schonungslos, wenn es darum geht, was Mensch einander antun, was Geißelung, Spott, Schläge und Kreuzigung von einem Menschen übrig lassen, was menschliche Sünde aus dem Sohn Gottes macht. Ein Häufchen Elend in dieser Szene und am Ende die zerschundenen menschlichen Überreste, die nur noch einigermaßen würdig zu begraben sind. Wen wundert es, dass sich immer wieder und immer häufiger Widerspruch gegen diese Passionsgeschichte regt: Nein, so will man den Menschen nicht sehen, so ohne jede Würde und Hoheit, als Täter und Opfer – der Mensch.

Manche wollen auch Gott nicht so sehen. Das passt nicht zu ihren Wohlfühlgottesdiensten, die vor allem guttun sollen, in denen in zahlreichen Wendungen zwar vielleicht das „Lamm auf dem Thron“ (oder so) verherrlicht wird, aber bei all den säuselnden Melodien und netten Reimen der Schmerzensmann nicht vorkommt. Soll er ja auch nicht. Weder Gottes Sohn, der für uns leidet, noch Menschen, die leiden.

Andere wenden sich auf etwas höherem Niveau vom Anblick des verspotteten Gekreuzigten ab, indem sie sowohl seinen Tod als auch dessen Ursache wegdiskutieren und umdeuten. Nicht etwa, dass es bei dieser Geschichte irgendwie um Schuld ginge. Natürlich sind die jüdischen Verantwortlichen, die ihn ausliefern, nicht schuld, Judas nicht, Pilatus auch nicht, nicht die römischen Folterknechte und vor allem wir auch nicht. Nein, es geht ja nur darum, dass ein vorbildlicher Mensch seine besondere Gottesbeziehung bis ans Ende konsequent lebte.

Was uns der Evangelist Johannes erzählt, ist eine brutale Szene. Ein bereits gefolterter Angeklagter wird jetzt auch noch dem Spott der Menge preisgegeben. Warum Pilatus das verfügt hat, darüber spekulieren die Theologen bis heute. Man kann das Bild aber auch einfach auf sich wirken lassen. Gerade die oben erwähnten bildlichen oder plastischen Darstellungen sind oft so gestaltet, als würde Jesus den Betrachter direkt ansehen. „Sieh hin, wende dich nicht ab! Sei nicht gleichgültig, fang an zu fragen nach dem Sinn dieser Passion!“

Mit dem Sonntag Judika beginnt die Passionszeit im engeren Sinne. Jedes Jahr sind wir aufgefordert, neu hinzusehen, wieder hinzusehen, zu betrachten, zu danken. Jedes Jahr trifft uns diese Aufforderung in einer anderen Situation unseres Lebens. Es ist die gleiche Geschichte, schon oft gehört, aber wir sind nicht dieselben wie vor einem Jahr oder vor fünf Jahren. Sehen Sie hin!

Palmsonntag

Als am nächsten Tag die große Menge, die aufs Fest gekommen war, hörte, dass Jesus nach Jerusalem kommen werde, nahmen sie Palmzweige und gingen hinaus ihm entgegen und schrien: Hosian-na! Gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn, der König von Israel!

Johannes 12,12-13

Manchmal kommen einem Fragen in den Sinn, die man sich vorher nie gestellt hat. Meine Frage zum Palmsonntag dieses Jahr ist: „Was soll das überhaupt mit den Palmzweigen?“ Dass es sich um Palmen handelt, steht übrigens nur beim Evangelisten Johannes. Markus berichtet von „grünen Zweigen (Markus 11,8), bei Matthäus sind es „Zweige von den Bäumen“ (Matthäus 21,8), und Lukas erwähnt sie gar nicht, sondern nur Kleider, die vor Jesus auf dem Weg bei seinem Einzug in Jerusalem ausgebreitet wurden.

Man könnte ja denken, die Palmwedel seien so etwas wie Fahnen, die zu feierlichen Anlässen geschwenkt werden. Tritt zum Beispiel heute die schwedische Kronprinzessin irgendwo auf, winkt ihr die Menge mit gelb-blauen Papierfähnchen zu. Zur Zeit Jesu kannte man solche „Wink-Eemente“ noch nicht, also nahm man Palmen. Es handelte sich biologisch wohl entweder um sogenannte Palmwedel oder (wahrscheinlicher) um die Zweige der Dattelpalme, die im Heiligen Land seit jeher für vieles benutzt wurden: als Fächer, zum Flechten von Matten oder als Dachabdeckung.

Ich habe nicht den Eindruck, dass uns diese Überlegungen schon wirklich weiterbringen, um den geistlichen Sinn zu erfassen. Versuchen wir

es deshalb einmal im übertragenen Sinn: Was bedeutet der Palmzweig als Symbol?

Offenbar ist es menscheitsgeschichtlich ein sehr altes Zeichen, schon in Mesopotamien und Ägypten in Gebrauch. In der Antike wurde die griechische Göttin Nike (römisch Victoria) mit einem Siegeskranz aus Lorbeer und einem Palmzweig als Zeichen des Friedens dargestellt. Siegreicher Friede sozusagen. Auf griechisch heißt die Dattelpalme bezeichnenderweise „phoenix“ wie der Vogel, und beide sind ein Symbol für die Auferstehung.

Das erscheint mir eine plausible Erklärung zu sein, um zu verstehen, was die grünen Zweige in den Händen der Menschen beim Einzug Jesu bedeuten: Sie sind Zeichen des Sieges, des Triumphes, der Freude und der Auferstehung. Das können wir gut nachempfinden, wenn auch in unseren Kirchen hier in Deutschland am Palmsonntag Sträuße aus Palmen, Buchsbaum oder Weidenzweigen eine Rolle spielen.

Freilich mischt sich in die Freude des Palmsonntags schon das bittere Wissen, dass die Stimmung damals kurz darauf umgeschlagen ist und das Volk sehr schnell: „Kreuzige ihn!“ gerufen hat, um Jesu Tod zu fordern.

Das mag auf der menschlichen Seite etwas mit der politischen Hoffnung zu tun haben, die im Judentum damals herrschte. Seit dem Makkabäeraufstand und der Rückeroberung des Tempels war die Palme ein Symbol für das Streben nach der Unabhängigkeit Israels (2. Makkabäer 10,7). Kein Wunder, dass den Hohepriestern, den Schriftgelehrten und den Pharisäern Angst und Bange wurde angesichts des Eselreiters, der so empfangen wurde. Das war politisch hoch brisant. Zum Passafest herrschte ohnehin eine explosive Stimmung, nun noch angeheizt über die Botschaft, dass Jesus einen Toten, Lazarus, auferweckt habe.

Doch die politischen Hoffnungen der Menge erfüllen sich nicht. Dazu ist Jesus nicht nach Jerusalem gekommen. Er hat seine Herrschaft aufgerichtet, aber nicht so, wie viele es erwartet haben. Auch das ist zu bedenken. Der Palmsonntag ist das Tor zur Karwoche. Es geht nicht von Triumph zu Triumph, sondern erst einmal hinab in die tiefste Dunkelheit des Todes. Und doch sind die grünen Palmzweige schon ein Hinweis, ein Versprechen, ein gewisses Zeichen des Sieges und der Auferstehung.

Sie sind auch ein Versprechen an uns.

Gründonnerstag

Der Kelch des Segens, den wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's. So sind wir, die vielen, ein Leib, weil wir alle an einem Brot teilhaben.

1. Korinther 10,16-17

Es ist Abend, Gründonnerstagabend, um genau zu sein. Seltsam ist die Stimmung in der Kirche, in der sich die eher überschaubare Anzahl von Gemeindegliedern versammelt hat. Natürlich, manche sind noch bei der Arbeit. Andere sind schon im Urlaub. Wieder andere kämpfen auf den letzten Metern des Osterputzes. Aber immerhin, einige sind da. Die Stimmung ist seltsam.

Das liegt auch ein wenig daran, dass die Teilnehmer verunsichert sind, worum es in diesem Gottesdienst eigentlich gehen soll. Wahrscheinlich weiß der Pfarrer es auch nicht so ganz genau, was zur Uneindeutigkeit beiträgt. Das Ergebnis ist dann meistens eine seltsame Mischung von liturgischer Festlichkeit und der drohenden Schwere und Dunkelheit des Karfreitags. Im Raum stehen die biblischen Geschichten von Verrat und Verleugnung, von der Gefangenahme und der Angst Jesu in Gethsemane. Und außerdem geht es ums Heilige Abendmahl. Es ist der Tag der Einsetzung des Heiligen Abendmahls.

Da liegt es nahe, darüber zu sprechen, worum es beim Abendmahl geht. Es ist für viele Christen gar nicht so leicht, das zu sagen. Auch Paulus war aufgefordert, zu sagen, worum es eigentlich geht. Er tut das in diesen zwei Versen des ersten Briefes an die Korinther mit sehr knappen, wahrscheinlich der Gemeinde schon bekannten geprägten Formu-

lierungen. Das wichtigste Stichwort dabei ist „Gemeinschaft“. Die gemeinsame Teilhabe an Brot und Kelch führt zu dieser besonderen Gemeinschaft. Hintergrund der Ausführungen des Paulus ist eine Streitfrage in der Gemeinde in Korinth. Es ging darum, ob man einerseits am Heiligen Abendmahl und andererseits an den religiösen Opfermahlzeiten der nichtchristlichen Umwelt teilnehmen könnte. Das war eine ernste Frage. Einerseits ist es Paulus wichtig, dass nur Gott, der Vater Jesu Christi, wirklich Gott ist und es die verschiedenen Götter, die verehrt wurden, eigentlich gar nicht gibt. Paulus stuft sie quasi herab und nennt sie „Dämonen“, um deutlich zu machen, dass es sich dabei um gegengöttliche Mächte handelt, die nicht nichts sind.

Und dann kommt seine Argumentation: Durch das Essen und Trinken sowohl der Gaben von Brot und Wein im Abendmahl als auch bei den anderen kultischen Mahlzeiten passiert ganz real etwas. Durch die Mahlgemeinschaft wird eine wirkliche Gemeinschaft geistlich und ganz praktisch konstituiert.

Das ist noch etwas anderes als ein Gemeinschaftsgefühl, an das wir heute vielleicht denken, wenn es um die Feier des Heiligen Abendmahles geht. Diese Gemeinschaft mit Christus und untereinander entsteht ganz unabhängig von dem, was wir fühlen. Ja, sie entsteht sogar da, wo wir es gar nicht beabsichtigen. Das liegt daran, dass, wer aus dem einen Kelch trinkt und von dem einen eucharistischen Brot isst, Anteil bekommt an Leib und Blut Christi.

Durch die Teilhabe am Leib Christi wird aus einzelnen Christen der Leib Christi, die Kirche. Wie gesagt, das ist unabhängig von dem, was wir fühlen oder uns vorstellen können. Es kommt auch nicht darauf an, irgendwie nachzuspielen, was beim letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern geschehen ist, um sich möglichst gut daran zu erinnern.

Beim Abendmahl passiert nicht etwas in unserem Kopf, sondern es geschieht etwas mit unserem ganzen Sein. Darum ist es ja so wichtig,

dass man sich mit denen im Glauben einig ist, mit denen man von einem Brot isst und aus einem Kelch trinkt.

Was dabei ausgeteilt und empfangen wird, ist der geopfert Leib Jesu und sein vergossenes Blut. Bei jeder Eucharistiefeier geht es also auch um den Tod Jesu; das ist etwas anderes als eine oberflächliche Wohlfühlgemeinschaft. Es ist deshalb kein Gegensatz, wenn der Einsetzung des Heiligen Abendmahls im Gottesdienst am Gründonnerstag festlich gedacht wird.

Die Stimmung mag an diesem Tage etwas seltsam sein – schließlich tritt die Gemeinde mit diesen Gottesdiensten aus dem Alltag in den Raum der sogenannten heiligen drei Tage ein, den drei Tagen von Leiden, Tod und Auferstehung Jesu, die mit dem Abend vor Karfreitag beginnen. Aber von unserer Stimmung hängt die Gemeinschaft im heiligen Mahl nicht ab. Gott sei Dank.

Karfreitag

Pilatus aber schrieb eine Aufschrift und setzte sie auf das Kreuz; und es war geschrieben: Jesus von Nazareth, der Juden König.

Johannes 19,19

Moment mal, was tut Pilatus denn da? Die Hohenpriester hatten ihm doch gerade eben erklärt: „Wir haben keinen König außer dem Kaiser.“ (Johannes 19,15) Und Pilatus schreibt es trotzdem auf die Tafel, und zwar in allen drei damals in Jerusalem gängigen Sprachen. Er erkennt die furchtbare Aussage der religiösen Führer Israels nicht an. Denn dieser Satz war entsetzlich, so schrecklich wie das Geschrei des Volkes „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ (Matthäus 27,25).

Man muss bedenken: der eigentliche König Israels ist Gott selbst. Schon der Wunsch, einen irdischen König zu haben wie die Nachbarvölker, beleidigte im Grunde Gott, obwohl Gott ihnen selbst durch den Propheten Samuel mit König Saul diesen Wunsch erfüllte: „Ihr aber habt heute euren Gott verworfen, der euch aus aller eurer Not und Bedrängnis geholfen hat, und habt gesprochen: Nein, setze vielmehr einen König über uns!“ (1. Samuel 10,19) Nachdem Saul durch eigene Schuld sein Königtum verliert, bindet sich Gott an König David und seine Nachkommen: „Wenn nun deine Zeit um ist und du dich zu deinen Vätern legst, will ich dir einen Nachkommen erwecken, der von deinem Leibe kommen wird; dem will ich sein Königtum bestätigen. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will seinen Königs-
thron bestätigen ewiglich. Ich will sein Vater sein, und er soll mein Sohn sein.“ (2. Samuel 7,12-14) So hat Gott es David verheißen, und selbst als David und sein Sohn Salomo schon längst Geschichte sind, gilt dieses Versprechen immer noch, wie die Propheten verkündigen:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der HERR, dass ich dem David einen gerechten Spross erwecken will. Der soll ein König sein, der wohl regieren und Recht und Gerechtigkeit im Lande üben wird.“ (Jeremia 23,5) Als Jesus am Palmsonntag auf einem Esel in die heilige Stadt Jerusalem einzieht, versteht das Volk sehr genau, wer er ist, und ruft folgerichtig: „Hosianna! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn, der König von Israel!“ (Johannes 12,13)

Und nun haben die Hohenpriester einfach nein zu dieser ganzen Geschichte gesagt. Nein, wir haben keinen König als den Kaiser in Rom. Nur: Pilatus erkennt ihr Nein nicht an. Manche Theologen meinen, der Evangelist Johannes habe die Passionsgeschichte extra so erzählt, dass Pilatus und die Römer möglichst gut dabei wegkommen, damit die junge Christenheit es sich nicht gleich mit dem Staat verdirbt. Man kann es aber auch anders sehen. Ob Pilatus wirklich persönlich an die Unschuld Jesu glaubte oder ob er als ein Werkzeug in Gottes Hand die Wahrheit auch unbewusst auf diese Tafel schreiben musste – beides ist möglich.

Man kann auch nicht mit dem Finger auf die Hohenpriester zeigen. Was sie tun, ist nichts anderes als das, was menschliche Sünde immer und überall ist. Im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden hat Jesus es so formuliert: „Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche.“ (Lukas 19,14) Sünde ist vieles: mangelnde Gottesfurcht, mangelndes Vertrauen, fehlender Glaube, Zielverfehlung, der Graben zwischen Gott und Mensch. Sünde ist aber auch – und vor allem – eines: die Auflehnung gegen Gott. Die Frage des Versuchers auf den ersten Seiten der Bibel meint genau das: „Ja, sollte Gott gesagt haben...?“ (1. Mose 3,1); das bedeutet: Sollte er uns überhaupt etwas zu sagen haben? Hat sein Wort uns unbedingt etwas zu sagen – oder vielleicht nur das, was uns plausibel erscheint? Und dann kommt die Konsequenz. Wer Gott nicht als Herrn anerkennt, der wird nicht etwa glücklich und frei, sondern bekommt andere Herren. Wer Gottes Wort nicht gelten lassen will, der muss dann die zufälligen Maximen und Herren der Welt über

sich gelten lassen. Frei und glücklich wird er damit nicht. Wie die Hohenpriester es aussprechen: den Davidssohn wollen sie nicht, nun, dann bekommen sie den Kaiser in Rom – aber frei und glücklich werden sie damit nicht.

Jesus stirbt am Kreuz, und der Grund für sein Todesurteil steht auf der Tafel über ihm. Vielleicht wollte Pilatus auch einfach die Juden noch einmal extra damit demütigen. Trotzdem ist es Wahrheit, was da steht.

Mit der Auferweckung am dritten Tag hat Gott der Vater sich zu seinem Sohn und zu allen Verheißungen an das ewige Königtum des Hauses David bekannt. „Da er (David) nun ein Prophet war und wusste, dass ihm Gott geschworen hatte mit einem Eid, dass ein Nachkomme von ihm auf seinem Thron sitzen sollte, hat er vorausgesehen und von der Auferstehung des Christus gesagt: Er ist nicht dem Reich des Todes überlassen, und sein Leib hat die Verwesung nicht gesehen.. So wisse nun das ganze Haus Israel gewiss, dass Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zum Herrn und Christus gemacht hat.“ (Apostelgeschichte 2,30-35) So fasst es der Apostel Petrus in seiner Pfingstpredigt zusammen.

Am Kreuz trägt Christus unsere Auflehnung gegen Gott. Wo die in unserem Leben jeweils vorhanden ist, weiß jeder selbst am besten. Die Sünde bringt den Gottessohn ans Kreuz, und sie wird durch das Kreuz vergeben.

Jedes Kruzifix, an dem man auch die Tafel sehen kann, erinnert uns daran, nach unserer Auflehnung, Gottes Urteil und seiner Vergebung zu fragen.

Karsamstag

Da nahmen sie den Leichnam Jesu und banden ihn in Leinentücher mit Spezereien, wie die Juden zu begraben pflegen. Johannes 19,40

Christus starb am Kreuz. Und dann? Wie ging es danach eigentlich weiter? In unseren Gottesdiensten kommt das selten zur Sprache, weil selten darüber gepredigt wird. Im Glaubensbekenntnis wird als Glaubensgegenstand und Glaubensstatsache erwähnt, dass Jesus begraben wurde. Und trotzdem, es klafft in der Wahrnehmung quasi eine Lücke zwischen dem Kreuz auf Golgatha und dem leeren Grab. Dabei berichten die vier Evangelisten, auch mit erstaunlich großer inhaltlicher Übereinstimmung, was nach dem Tode Jesu geschah.

Jesus war wirklich tot. Alles, was sich zunächst ereignete, war ein Handeln an seinem Leichnam. Das ist festzuhalten, er war nicht irgendwie scheinot oder ohnmächtig. Davon hat sich das römische Hinrichtungskommando ausdrücklich überzeugt. Die Kreuzigung war eine außergewöhnlich grausame Art, ein Todesurteil zu vollstrecken, nicht zuletzt, weil es lange dauerte, bis der Tod nach entsetzlichen Qualen eintrat. Das Sterben Jesu scheint weniger lange als sonst oft üblich gedauert zu haben. Deshalb gingen die römischen Soldaten auch extra sicher, dass er wirklich tot war. Auch Pilatus ließ sich die Vollstreckung des Todesurteils genau bestätigen, bevor er den Leichnam zur Bestattung freigab.

Als Römer war es ihm egal, wie lange es dauerte, es gab sogar den barbarischen Brauch, die Hingerichteten zur Abschreckung und um es für die Angehörigen noch schlimmer zu machen einfach am Kreuz hängen zu lassen und nicht zu erlauben, sie zu begraben. Für Juden war

dies undenkbar, denn nach 5. Mose 21,22-23 galt: „Wenn jemand eine Sünde getan hat, die des Todes würdig ist, und wird getötet und du hängst ihn an ein Holz, so soll sein Leichnam nicht über Nacht an dem Holz bleiben, sondern du sollst ihn am selben Tag begraben – denn ein Aufgehängter ist verflucht bei Gott –, auf dass du dein Land nicht unrein machst, das dir der HERR, dein Gott, zum Erbe gibt.“ Am Karfreitag drängte die Zeit doppelt, denn erstens war der nächste Tag ein Sabbat und zweitens war gerade Passafest, was es doppelt und dreifach unerträglich gemacht hätte, die Getöteten nicht vom Kreuz abzunehmen.

Darum ist Pilatus (vielleicht angesichts der ohnehin aufgeheizten Stimmung in Jerusalem) bereit, dem Ratsherren Josef von Arimathäa, also immerhin einem Mitglied des jüdischen Sanhedriums, des Hohen Rates, den Leichnam Jesu zu übergeben. Übereinstimmend bezeugen die Evangelisten, dieser habe Jesus vom Kreuz abgenommen (er allein?) und in ein Leinentuch gewickelt. Nach dem Johannesevangelium kam ein weiterer Ratsherr, Nikodemus, dazu und brachte Myrrhe mit Aloe vermischt mit, die erwähnten Spezereien. Der Leichnam wurde also offenbar, auch wenn die Zeit drängte, für die Bestattung vorbereitet. Das ist, wenn man sich ausmalt, wie geschunden der Leib Jesu gewesen sein muss, auch nicht anders vorstellbar. In der Grabeskirche in Jerusalem wird bis heute der sogenannte Salbungsstein gezeigt, auf den man Jesus dazu gelegt haben soll. Die Salbung, also das Einbalsamieren des (toten) Körpers mit wohlriechenden, vielleicht auch den Verwesungsprozess verlangsamen Ölen und Kräutern, spielt in den Passions- und Ostergeschichten immer wieder eine Rolle – sei es als vorweggenommene Handlung durch eine Frau (die Sünderin bzw. Maria von Bethanien) oder als Grund für den Gang der Jüngerinnen Jesu am Ostermorgen zum Grab bei Matthäus, Markus und Lukas.

Am Ende wurde der in das Grabtuch aus Leinen gehüllte Leichnam in ein Felsengrab gelegt und das Grab mit einem Stein verschlossen. Es wird in allen Evangelien darauf hingewiesen, dass es sich um ein *neues*

Grab handelte. Das bedeutet, es lag noch niemand vorher darin, eine Verwechslung, die die Auferstehung zweifelhaft machen könnte, war ausgeschlossen.

Doch was bedeutet das alles? Es geht doch nicht nur um die schaurigen Details einer grausamen Geschichte. Ich denke, der Bericht von der Grablegung Jesu konfrontiert uns unmissverständlich mit der Tatsache seines Todes, noch direkter als das Sterben am Kreuz. Wenn jemand einen lieben Menschen verliert, ist es oft der Anblick des Leichnams, der ihn wirklich verstehen lässt, was geschehen ist. Theologisch sagt es sich aus Gewohnheit recht leicht, Christus sei für uns, um unserer Sünden willen, zu unserem Heil in den Tod gegangen. Stellen Sie sich einmal vor, sie müssten sich einen toten Menschen anschauen, von dem sie wüssten, dass er sich für Sie hätte foltern und hinrichten lassen. Und nun liegt er da vor ihren Augen. Nicht umsonst hat die christliche Kunst immer wieder dargestellt, wie die Mutter Maria diesen Moment wohl erlebt haben musste. Es ist ein Bild des äußersten Schmerzes, in dem seit Jahrhunderten Leidende Trost finden.

Und gleichzeitig ist das, was Josef von Arimathäa und seine Helfer taten, nämlich den Toten zu begraben, ein Werk der Barmherzigkeit. Ein Ausdruck der Würde und der Menschlichkeit in der Dunkelheit des Karfreitags.

Der Karsamstag ist der Tag der Grabesruhe des Herrn. Christus starb wirklich und ist wirklich begraben worden. Wie Maria Magdalena und die andere Maria schauen die Gläubigen dabei zu. Der Sohn Gottes liegt tot in einem Grab. Der Stein ist vor die Öffnung gerollt.

Seit einigen Jahren begleitet mich in der Karwoche eine Postkarte mit einer Darstellung der Salbung des toten Jesus durch Maria Magdalena aus der mittelalterlichen Kunst. Beim Betrachten dieses Bildes weicht der Schrecken des Todes einer anderen Wahrnehmung: dem Beispiel absoluter, unzerstörbarer Liebe.

In der Liturgie der Osternacht heißt es am Anfang: „...seine (Jesu) Liebe zu vergelten mit Liebe hält sie (die Kirche) Nachtwache bei ihm.“ Das ist das Geheimnis der Grablegung Jesu – die Antwort auf das „Für uns“ des Todes Jesu ist Liebe.

Osternacht

Und siehe, es geschah ein großes Erdbeben. Denn ein Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein weg und setzte sich darauf. Seine Erscheinung war wie der Blitz und sein Gewand weiß wie der Schnee.

Matthäus 28,2-3

Das ist Gottes umwerfender Engel! Als erstes wirft er die Soldaten um, die das Grab bewachen sollen. Er bringt die Erde selbst ins Wanken. Der große Verschlussstein, der die Grabeshöhle sichert, in die Jesus gelegt wurde – er bewegt ihn mit Leichtigkeit.

Das hatten sich Pilatus, die Hohenpriester und die Pharisäer vorher so gedacht: Tod, Ende aus, Stein drauf, Wache davor; nun ist Ruhe, Grabesruhe. Und den Sabbat über ruht Jesus auch tatsächlich im Grab. Aber dann: „Als der Sabbat vorüber war und der erste Tag der Woche anbrach...“ – so beginnt der Osterbericht des Evangelisten Matthäus, wie wir ihn im 28. Kapitel finden. Lesen Sie ihn gerne einmal im Ganzen (Verse 1–15). Vielleicht geht es Ihnen wie mir, und Sie haben diesen Text als gesungenes Osterevangelium im Ohr. Ich muss es mir nur ins Gedächtnis rufen, dann stellt sich sofort die mächtige Erwartung ein: Gleich, gleich geht es los! Wenn der letzte Ton dieses Evangeliums verklungen ist, dann setzt die Orgel ein, und die Glocken läuten. Christ ist erstanden! Hallelujah!

Ich bin sicher, an jenem ersten Ostertag in Jerusalem, da war es noch viel umwerfender. Das Beste daran ist: So ist es immer noch, auch dieses Jahr. Wir sehen nur die unsichere Gegenwart und die schwierige Zukunft – ja, das ist es, was die Todesmächte wollen. Wir sollen vor ihrem Sieg zittern.

Das haben sie sich so gedacht, genau wie Pilatus und die anderen damals. Und dann kommt der Engel, ganz offensichtlich nicht so ein niedliches Püppchen von der Sorte Baby mit Flügeln. Nein, das war einer wie der Erzengel Michael und seine Engel. Seine Erscheinung ist gleißend und gewaltig wie ein Blitz; mit einem Finger kann er den Stein bewegen; lachend schwingt er sich darauf und baumelt vergnügt mit den Beinen. Die Soldaten werden ohnmächtig vor Angst. Sie sind ja auch ohne Macht.

Aber mit den Frauen, die zum Grab gekommen sind, redet der Engel freundlich. Er sagt, was jeder Engel sagen muss, weil die Menschen sonst zunächst vor ihnen erschrecken: „Fürchtet euch nicht!“ Das Grab ist leer.

Das leere Grab und der Engel reden eine deutliche Sprache. Aber das ist nicht alles.

Den ersten Osterzeuginnen begegnet Jesus dann persönlich. Ostern erweist sich sozusagen als wahr für jeden Einzelnen. Das ist auch heute noch so. Vielen ist zumute, als läge der Todesstein noch immer auf ihrem Leben. Aber Auferstehung feiern hieß noch nie, dass alle persönlichen Probleme einfach im Handumdrehen erledigt sind. Ostern, Auferstehung glauben ist immer ein Dennoch. Christen sind Leute, die eine unzerstörbare Hoffnung haben.

Ostersonntag

Da sprach Mose zum Volk: Fürchtet euch nicht, steht fest und seht zu, was für ein Heil der HERR heute an euch tun wird. Denn wie ihr die Ägypter heute seht, werdet ihr sie niemals wiedersehen. Der HERR wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein.

2. Mose 14,13-14

Was für ein ungewöhnliches Wort der Heiligen Schrift hören wir da zu Ostern! Das Volk Israel ist auf der Flucht vor dem Heer des Pharaos, das ihnen nachjagt. Hinter ihnen liegt die Erfahrung des Passa, der Nacht, als der Engel des Herrn die Erstgeborenen der Ägypter schlug, die Häuser der Juden aber, deren Türen mit dem Blut der Passalämmer gezeichnet waren, verschonte.

Auf dem Weg durch die Wüste erfahren sie Gottes Hilfe und seinen Schutz. Als Wolkensäule bei Tag und als Feuersäule bei Nacht führt er sie oder stellt sich zwischen sie und die Streitwagen der Ägypter. Doch als das Volk am Schilfmeer anlangt, geraten sie in Panik, machen Mose Vorwürfe, wollen am liebsten umkehren und meinen, in einer Sackgasse gelandet zu sein. In dieser Situation spricht Mose die oben angeführten Worte.

Mir kommt der spontane Gedanke: Führen sich viele Menschen in unserem Land nicht gerade so auf wie das Volk Israel am Schilfmeer? Riesenlamento, Schuldzuweisungen und Vorwürfe an jede beliebige Adresse (nur nicht an die eigene), besinnungslose Furcht, wütendes Rumgebrülle. Da möchte man doch wie Mose sagen: Nun seid doch um Himmels Willen einmal still! Bei all der (künstlichen) Aufregung verpasst ihr sonst noch etwas Wesentliches, nämlich die Hilfe Gottes.

Manch einem hat er den Tod und sein Heer sehr nahe kommen oder ihn gar in die Fluten des Todes stürzen lassen.

Und doch bezeugt uns Gottes Wort an diesem wie an jedem Osterfest neu: Wir versinken, aber wir werden nicht ertrinken. In der Sackgasse des Todes greift der Herr der Heerscharen ein. „Wie tief Kreuz, Trübsal oder Pein: mein Heiland greift allmächtig drein, Halleluja, Halleluja, führt mich heraus mit seiner Hand. Wer mich will halten, wird zuschand. Halleluja, Halleluja.“ (ELKG² Nr. 451,12).

So hat es das Volk Israel am Schilfmeer erfahren. Als kein Weg mehr offen schien, öffnete sich das Meer, und sie konnten hindurchziehen. Aber ihre Verfolger wurden von den Fluten verschlungen.

So hat Christus es erfahren, als er ins Grab gelegt wurde. „Doch ob tausend Todesnächte liegen über Golgatha, ob der Hölle Lügenmächte triumphieren fern und nah, dennoch dringt als Überwinder Christus durch der Höllen Tor...“, so hat es Friedrich von Bodelschwingh gedichtet (ELGK² Nr. 424,3).

So erfahren auch wir es an den Grenzen zwischen Leben und Tod, und noch im Tod. Wenn das aber so ist, dann kann uns ja nichts wirklich schaden oder uns Angst machen. Deshalb gilt auch an diesem Ostern für uns persönlich im Hinblick auf alles, was uns bedrückt und bekümmert: „Fürchtet euch nicht, steht fest und seht zu, was für ein Heil der HERR heute an euch tun wird.“

Vielleicht erwartet nicht jeden von uns ein ganz großer Durchbruch, aber das Heil in Christus wird sich zeigen, vielleicht in Kleinigkeiten. Jeder Gottesdienst zu Ostern lehrt uns, etwas davon zu sehen. In der Liturgie werden wir Teil dieser Geschichte. Wo in der Osternacht eine Gemeinde der brennenden Osterkerze in die dunkle Kirche folgt, erinnert sie sich damit an die Feuersäule, die vor Gottes Volk herzieht. Osterlicht und Taufwasser erinnern an den Auszug aus Ägypten, aus dem Tod in die Freiheit. So heißt es dann auch im Lobgesang der

Osternacht: „Dies ist das Fest der Ostern, da geopfert wird das wahre Passalamm Christus, dessen Blut die Türen der Gläubigen zeichnet und das Volk bewahrt vor Tod und Verderben. Dies ist die Nacht, da Gott sein Volk aus Ägypten befreit und trockenen Fußes durch die Fluten des Meeres geleitet hat. Dies ist die Nacht, da Christus die Bande des Todes zerrissen hat und aus der Hölle als Sieger erstanden ist.“

Darum: Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!
Halleluja!

Ostermontag

Die Engel sprachen zu Maria: Frau, was weinst du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.

Johannes 20,13

Für Maria Magdalena wird es Ostern. Nicht umsonst erzählen uns die biblischen Berichte von der Auferstehung Jesu als einem Ereignis der Nacht. Nicht umsonst beginnt die Liturgie der Osternacht in der dunklen Kirche. Ostern beginnt da, wo die Todesschatten herrschen.

An diesem Ort trifft auch Maria Magdalena auf den Auferstandenen. Sie ist zunächst noch in der Ratlosigkeit der frischen Trauer. Sie weiß nicht, wo der Tote ist. So kann man das beschreiben, was gar nicht nur damit zu tun hat, dass das Grab vor ihr leer ist. Sondern das ist sehr oft die Frage nach dem Verlust eines geliebten Menschen. Dass es einen Ort zum Trauern gibt, also einen Leichnam im Grab, hilft, aber letztendlich wissen Trauernde, dass der Tote dort nicht mehr wirklich ist.

Trauer, das bedeutet auch das Ausgeliefertsein an die eigenen kreisenden Fragen und die eigene düstere Sicht der Welt. Maria sieht zwei Engel im Grab sitzen, aber sie nimmt sie nicht wahr. Sie sieht auch den Auferstandenen, aber sie erkennt ihn zunächst nicht.

Wo es Ostern wird, da weichen die Schatten, lichten sich die Nebel, entstehen Farben aus dem Grau. Der Morgen löst sich aus der Nacht, die Sonne bringt Wärme und Licht. Nicht umsonst geschah Jesu Auferstehung in der Nacht. Nicht umsonst wird im Gottesdienst der Osternacht die brennende Osterkerze in die dunkle Kirche getragen: Christus – das Licht. Das Licht für die Osterkerze wurde ursprünglich nicht einfach mit einem Feuerzeug oder Streichholz entzündet oder von

einer bereits brennenden Kerze genommen. Nein, das Osterfeuer wurde neu aus einem Stein geschlagen, was nicht so ganz unkompliziert, aber ungeheuer symbolträchtig ist. Der Auferstandene hat das Leben neu, deshalb ist auch das Osterfeuer ein „neues“ Feuer.

Maria Magdalena wird von Jesus mit ihrem Namen gerufen, und da erkennt sie ihn. Der Körper des Auferstandenen ist offensichtlich der Körper des irdischen Jesus, sonst könnte ja der ungläubige Thomas nicht die Nägelmale und die Seitenwunde Jesu berühren, die Spuren der Kreuzigung also. Aber er ist auch wieder ganz anders, sonst hätte Maria ihn ja gleich erkannt und sonst hätte Jesus auch nicht durch verschlossene Türen damit gehen können.

Maria Magdalena möchte nun, da sie ihn erkannt hat, Jesus umarmen oder ihm zu Füßen fallen oder seine Hand nehmen – wir wissen es nicht genau. Doch Jesus sagt zu ihr, sie solle ihn nicht berühren. Nicht, weil der Leib des Auferstandenen nicht ein wirklicher Leib wäre (schließlich kann Jesus ja auch mit den Jüngern essen und trinken und lässt sich von Thomas berühren), aber mit Maria handelt Jesus anders. Hier geht es nicht um den Leichnam, den sie ursprünglich betrauern und dann als verschwunden suchen wollte, hier geht es um etwas ganz Neues: Der Herr ist auferstanden! Das soll Maria Magdalena den Jüngern bezeugen, und das tut sie auch: „Ich habe den Herrn gesehen!“ (Johannes 20,18)

Was geschieht mit uns, wenn die Todesschatten uns umgeben? In Angst und Trauer? Oft schickt Gott Engel, geflügelt und ungeflügelt, seine Boten, die uns Trost und Hoffnung bringen sollen. Mindestens ebenso oft nehmen wir sie nicht wahr oder erkennen sie erst im Nachhinein. Immer aber spricht Gott selbst sein mächtiges „Es werde!“ und ruft uns bei unserem Namen aus der Trauer heraus – durch die Begegnung mit dem Auferstandenen und die Botschaft der Auferstehung. Jedes Osterfest ist ein Einüben in dieses Geschehen. Nicht umsonst heißt es in der Liturgie der Osternacht: „Dies ist die Nacht, da Christus

vertreibt den Frevel und abwäscht die Sünde, die Unschuld gibt den
Gefallenen und den Trauernden die Freude...“

Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden! Halleluja!

Quasimodogeniti

Hebt eure Augen in die Höhe und seht! Wer hat all dies geschaffen? Er führt ihr Heer vollzählig heraus und ruft sie alle mit Namen; seine Macht und starke Kraft ist so groß, dass nicht eins von ihnen fehlt.

Jesaja 40,26

Wem fällt bei diesem Bibelvers nicht das Lied „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ ein? (ELKG² Nr. 747) Der Sonntag Quasimodogeniti redet unter dem Vorzeichen der Auferstehung von der Schöpfung, und warum nicht einmal an diesem Tag alle Lieder singen, die einem einfallen, um Gott für seine Schöpfung zu danken?

Der Blick hinauf zu den Bergen (Psalm 121) oder in den Nachthimmel oder über das weite Meer (Psalm 104) hat betenden Menschen schon immer Trost und Zuversicht gegeben. Nun sitze ich persönlich gerade in Hannover, da ist es leider nichts damit. Weder Meer noch Berge sind erreichbar; ja nicht einmal den Weg an jenem Bach entlang, wo die „Mücklein spielen“ und die „Fischlein auch sich kühlen in der hellen Wasserflut“ (wie es in dem Kinderlied heißt), kann ich gerade gehen, denn der fließt woanders. Aber die Sterne, die kann ich bei klarem Himmel sehen, und dazu Veilchen und Buschwindröschen und blühende Bäume. Das ist doch etwas!

Aber was sagt mir das nun über Gott? Im Römerbrief heißt es: Gottes „unsichtbares Wesen – das ist seine ewige Kraft und Gottheit – wird seit der Schöpfung der Welt, wenn man es wahrnimmt, ersehen an seinen Werken...“ (Römer 1,20) Aha, man kann also Gottes ewige Kraft und Gottheit erkennen. Der Allmächtige ist der Schöpfer von Sternen und Gänseblümchen, aber auch von Zecken und Viren.

Astronomie hat besonders in der Antike und sogar davor immer etwas mit Religion zu tun gehabt. Ein völliger Gegensatz dazu ist, wie die Bibel von den Gestirnen spricht. Sie stellt schon auf ihren ersten Seiten klar: Die Himmelskörper sind keine Götter, so erschreckend und faszinierend sie auch wirken mögen. Sie sind nichts als Lampen, die Gott da oben aufgehängt hat. Ihr müsst euch nicht davor fürchten und sie auch nicht anbeten.

Ein bisschen erinnert mich das an die Geschichte vom mittlerweile abgerissenen „Palast der Republik“ in Berlin, den der Volksmund ob der geschmacklos protzigen Beleuchtung in Anspielung auf den damaligen DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker als „Erichs Lampenladen“ verspottete. So spottet auch Israels Gott über die Götter der Völker.

Gott führt das Heer der Sterne herauf, denn nur er ist der Herr der Zeit. Wir können daran seine gewaltige Macht erkennen. Was wir aber nicht wissen können, ist, ob dieser Allmächtige es auch wirklich gut mit uns meint. Da muss noch etwas hinzukommen, nämlich der Glaube an den gnädigen Gott, den wir um Christi Willen haben. Gott hat sich – auch schon im Alten Testament – ja nicht nur als der Schöpfer, sondern auch als der Retter offenbart und erwiesen.

Deshalb ist der Blick hinaus zu den Sternen nicht ein abstraktes Wahrnehmen eines interessanten Phänomens, sondern das Staunen des Kindes, das denkt: Das hat ja alles mein Vater gemacht! Sollte dem etwa zu schwer sein, mir zu helfen?

Als Erwachsene ist uns allerdings klar, dass Gott meistens nicht unmittelbar hilft und eingreift. Aber möglicherweise schickt er uns durch andere Menschen Hilfe (schon klar, das kann auch dauern) und noch besser, er gebraucht uns heute dazu, etwas zum Positiven zu verändern.

Immer wieder habe ich erlebt, dass es oft die ganz schlichten gläubigen Menschen sind, die so denken und daraus Kraft schöpfen können. Man

kann Gott nicht allein in der Natur finden, aber wenn man ihn in seinem Wort gefunden hat, erkennt man ihn und seine Macht auch in der Natur. Das nehmen wir jetzt als Ermutigung mit. So, wie das Kinderlied endet: Gott „kennt auch dich und hat dich lieb“.

Miserikordias Domini

Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt, nicht um schändlichen Gewinns Willen, sondern aus Herzensgrund, nicht als solche, die über die Gemeinde herrschen, sondern als Vorbilder der Herde.

1. Petrus 5,2-3

Fühlen Sie sich jetzt von diesem Bibelvers angesprochen oder nicht? Also nicht in dem Sinne, ob er Ihnen gefällt oder nicht, sondern ob Sie glauben, dass Sie zu denen gehören, zu denen diese mahnenden Worte geredet sind.

Der Abschnitt 1. Petrus 5,1–4 führt uns vor Augen, wie sorgsam wir mit den Worten der Heiligen Schrift umgehen müssen. Denn wie schnell und leichtfertig ist man geneigt anzunehmen, dass ein Wort der Heiligen Schrift einfach nicht meinen kann, was ich für schwierig halte, oder dass es unbedingt das meinen muss, was ich sowieso glaube. Die Antwort auf die Frage, wer denn nun diejenigen sind, die die Herde Gottes weiden – einerseits damals zur Zeit der Abfassung des 1. Petrusbriefes und andererseits heute –, ist ein gutes Beispiel dafür.

Aus den verwendeten Begriffen im griechischen Urtext haben sich die deutschen Bezeichnungen für „Bischof“ und „Priester“ gebildet. Ich gehe davon aus, dass es auch schon in den ersten Jahrzehnten der Kirche ein „Hirtenamt“ gegeben hat, dass auf die Berufung der Apostel durch Christus zurückgeht und immer weitergegeben wurde, auch wenn die äußeren Gegebenheiten dafür unterschiedlich waren. Darum erscheint es mir plausibel anzunehmen, dass zunächst diejenigen, die heute zu diesem Amt berufen sind, mit dem Bibelwort angeredet wer-

den. Der Begriff der „Ältesten“ kann im Deutschen (allerdings erst seit der Reformationszeit und ursprünglich in der reformierten Kirche) aber auch so etwas wie „Kirchenälteste“ oder „Kirchenvorsteher“ meinen, lässt also an Menschen denken, die man heute vielleicht kirchlich als „leitende Mitarbeiter“ im weitesten Sinne bezeichnen könnte. Diese Ausweitung macht das Verständnis wahrscheinlich für diejenigen leichter, denen das Bild von Hirten und Herde zu exklusiv erscheint, zu undemokratisch, zu entmündigend. Ich bin allerdings der Meinung, dass das die falschen Kategorien sind in Bezug auf ein Bild, das die Bibel an mehreren Stellen wählt.

Eine legitime Erweiterung gibt es aber doch. Denken wir an das, was Martin Luther im Großen Katechismus zum 4. Gebot schreibt, so ist neben den Amtsträgern für den Bereich der Kirche auch von den Regierenden im Staat und den Eltern in der Familie zu reden, die auch eine „Hirtenverantwortung“ haben. Wo die genannten Bereiche aneinandergrenzen, gibt es Überschneidungen. Darüber hinaus ist die Ermahnung der Hirten ja durchaus auch Belehrung der Herde, die dem Machtmissbrauch gerade wehrt. Das „Schaf“ darf wissen, was die Pflicht des „Hirten“ ist.

Es geht aber auch nicht einfach um „alle“. Wären ganz einfach „alle“ angedeutet, hätte sich das Bild von Hirt und Herde als von einem strukturellen Gegenüber von selbst erledigt.

Um das übergeordnete Gegenüber im Sinne von Unterdrückung geht es wiederum keineswegs, denn diese wird im Bibelwort selbst ausgeschlossen. Eben nicht Herrschaft, sondern Vorbild! Menschlich betrachtet ist es übrigens in jedem Fall fatal und ein schwerer Machtmissbrauch, wenn Einzelne oder eine Gruppe von Menschen (heute würden wir „Pfarrer“ und „Kirchenvorsteher“ sagen) sich zu Herren über die Gemeinde aufschwingen, und das womöglich unter Zurückweisung der hier von Gott gebotenen Aufgabe, ein gutes, geistliches Vorbild zu sein.

Aber was ist dagegen dann die Pflicht des Hirten? Seine Pflicht ist es, die Herde zu weiden als einer, der auf sie achthat, also aufpasst, für sie sorgt, sie beaufsichtigt. Ein Schäfer ist nicht dazu da, jedem Schaf einzeln das Futter ins Maul zu schieben, sondern die Tiere zu Weidegründen zu führen, wo jedes einzelne genug Futter und Wasser findet und wo es genug Platz hat. Da Weiden recht schnell abgegrast sind, muss ein Schäfer dafür sorgen, dass die Herde sicher zum nächsten Futterplatz gelangt, dass sie dabei nicht „übertrieben“, also zu schnell gescheucht wird, dass alle mitkommen und dass die Tiere vor Unfällen und Raubtieren geschützt werden. Man könnte also sagen: Wehe den Hirten, die den Überblick verlieren!

Ein Hirte muss nicht, um mal ein Modewort zu benutzen, „achtsam sein“, indem er pausenlos achtsam wahrnehmend seine Schäfchen streichelt, sondern er muss in erster Linie achtgeben auf sie. Denn er ist verantwortlich für sie. Er kann weder mit den Schafen noch mit den Hütenden ausdiskutieren, ob dies oder jenes nun ein sicherer Weg oder eine gute Weide ist. Er muss entscheiden mit dem demütigen Bewusstsein, dass andere es ausbaden müssen werden, wenn er falsch entscheidet. Er muss mit Wolfsangriffen rechnen. Besser, er zieht ausreichend hohe Schutzzäune und kontrolliert die auch, oder er bringt die Herde abends in einen Stall und achtet darauf, dass der sicher ist. Wölfe haben Respekt vor den Hirten. Wo die bei der Herde bleiben, greifen die Raubtiere in der Regel nicht an. Auch übertragen könnte man sagen: der Hirte vertreibt die Wölfe rechtzeitig, er passt schon im Vorfeld auf und beschützt so seine Herde.

Persönliches Vorbild und persönliche Verantwortung haben immer die Anvertrauten im Blick. Es geht um das, was die Herde braucht, nicht um das, was der Hirte gern hätte. Der Anspruch ist wahrhaftig sehr hoch: Nicht Herrschsucht, sondern Selbstlosigkeit, nicht persönlicher Vorteil, sondern williger Dienst, nicht Macht, sondern Selbstbeherrschung, um Vorbild sein zu können. Die Hirten sind dem „Erzhirten“ Jesus Christus, wie es im folgenden Vers heißt, verantwortlich. Er wird

sein Urteil sprechen über ihren Dienst. Und gleichzeitig ist auch nur er es, der diesen Dienst vollkommen hat erfüllen können und vollkommen erfüllt hat. Wie schwach und träge, wie unwillig und gezwungenermaßen jeder von uns seine Verantwortung in den verschiedensten Bereichen oft wahrnimmt, das wissen wir. Und doch heißt es hier: „So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.“ (1.Petrus 5,4) Gottes Wort geht hier also davon aus, dass dieser Dienst gelingen kann und gelingen wird!

„Ich glaub, da bin ich lieber doch Schaf“, denkt sich wahrscheinlich jetzt so mancher. Gut, wenn das dazu führt, den Dienst der Hirten wertzuschätzen. Und gut, wenn die Hirten sich immer wieder an den Erzhirten wenden mit der Bitte: „Weil du mir diesen Dienst anvertraut hast in meinem Amt und Stand, so hilf mir, von ganzem Herzen zu wollen, was du willst, auf die zu achten, für die ich sorgen soll, aller Herrschsucht zu widerstehen und ein gutes Vorbild für andere zu sein.“

Jubilate

Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.

2. Korinther 5,17

Zu Ostern geht es um die Auferstehung Jesu. Am Ende des Kirchenjahres geht es um unsere Auferstehung zum ewigen Leben. An den Sonntagen der Osterzeit geht es um Auferstehung hier und jetzt. Besser gesagt, es wird entfaltet, wie sich Auferstehung schon jetzt ganz konkret in unserem Leben zeigt.

Am Sonntag Jubilate dient dazu der Begriff „Neuschöpfung“. Es geht darum, diese Welt mit allen Sinnen und vor allem auch geistlich als gerettete Schöpfung Gottes wahrzunehmen. Das gelingt in der schönen Frühlingszeit meistens recht leicht.

Nicht ganz so einfach ist es, die österlichen Lebenskräfte an uns selbst und unserem Leben zu entdecken. Ja, wir haben Ostern gefeiert. Aber was hat sich dadurch verändert an der Situation, in der wir uns befinden? Sind wir auch irgendwie persönlich erneuert?

Von Neuanfängen ist ja gerne mal die Rede. Da wünschen sich die Menschen, aus belastenden Beziehungen oder Arbeitsverhältnissen aufzubrechen in ein ganz neues, schöneres Leben. Oft genug geraten sie dann aber vom Regen in die Traufe, oder außer einigen äußeren Faktoren ändert sich gar nichts. Denn man nimmt sich ja selbst immer mit in die Neuaufbrüche.

Es müsste sich also in uns und an uns selbst etwas verändern, damit unser Leben wirklich neu wird. Gottes Wort verspricht uns genau das: Wir können „in Christus“ (also in der Beziehung zu ihm, durch den

Glauben an ihn) eine „neue Kreatur“ werden. Es gibt sozusagen die Reset-Taste: Alles auf Anfang!

Wenn das wahr ist, wenn Gott uns noch einmal neu schaffen und grundlegend verändern kann, dann gibt es wirkliche Neuanfänge. Manche Manchen haben komplette Lebenswenden erlebt, als sie Christen wurden. Viele Christen beschreiben ihren Weg mit Gott aber auch als ein Wachsen zu ihm hin. Davon spricht auch die Evangeliumslesung dieses Sonntags, die von der Pflege eines Weinbergs handelt (Johannes 15,1-8). Gott ist wie ein Winzer, der die einzelnen Weinstöcke pflegt. Einen Weinberg gräbt man nicht jedes Jahr neu um und reißt alles raus, nein, der Fachmann schneidet unnütze Triebe weg, düngt und schützt vor Frost – und erntet im Herbst doch „neuen“ Wein. Da ist auch jeder Frühling ein neuer Anfang, selbst wenn der Weinberg als solcher derselbe bleibt.

Sehr oft ist es gar nicht gesund, wenn jemand von heute auf morgen „alles“ ändern will, weil er mit „allem“ unzufrieden ist. Aber jeder von uns weiß doch um Bereiche seines Charakters oder seiner Umstände, die geradezu nach einem Neuanfang verlangen. Vielleicht sehnen wir uns sogar danach, einen Neuaufbruch zu erleben, endlich Veränderung zu spüren, natürlich nur positive. Nur ist uns das nicht unbedingt verheißen. Wenn Gott uns ändert, wenn er an uns und mit uns arbeitet, dann kann das auch anstrengend und schmerzhaft sein. Deshalb gibt es sehr viel Beharrungsvermögen in uns. Und Hoffnungslosigkeit gibt es auch. Wir glauben so oft gar nicht an Gottes Möglichkeiten zur Veränderung. Aber nun mal ehrlich: Was gibt es denn Hoffnungsloseres als ein verschlossenes Grab – wie das, in dem Jesus lag? Mehr an Sackgasse und Dunkelheit gibt es nicht. Aber siehe da, Gott der Vater hat ihn auferweckt, er hat neues Leben geschenkt. Und seit diesem ersten Ostertag flutet er die Welt und unser Leben geradezu mit seinen Auferstehungskräften. Ich bin sicher, heute an diesem Tag kommt vielleicht nicht deine komplette Lebensveränderung oder ein großes Wunder, das alles ändert. Natürlich kann auch genau das heute passieren,

wahrscheinlicher ist aber, dass es langsamer geht. Stück für Stück, wie bei dem Winzer, der am steilen Hang Pflanze für Pflanze bearbeitet.

Ob Du vielleicht heute so ein kleines Wunder erkennst? Wo ist schon etwas neu bei dir? Das Alte vergeht, Auferstehung geschieht. Möglicherweise erst mal ein ganz klein wenig jeden Tag in dir drin. Schau mal nach!

Kantate

Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: Lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen. Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn.

Kolosser 3,16-17

„Singt Gott dankbar in euren Herzen!“ Alles klar am Sonntag Kantate, dem „Hochfest der Kirchenmusik“ – sollte man zumindest meinen. Allerdings: Um das Singen an sich und weil es so schön ist geht es in keinem einzigen Bibelwort, das an diesem Sonntag im Gottesdienst laut wird. Um Musik im weitesten Sinne schon gar nicht. Was so vordergründig einfach daherkommt, erweist sich als gar nicht so einfach.

Was heißt denn „Singt Gott...“? Singt *für* Gott? Singt *vor* ihm? Singt *über* ihn? Und wie singt man denn *im Herzen*? Ist das etwas anderes als mit der Stimme? Ist das mehr als nur mit der Stimme? Und warum ist Dankbarkeit dafür besonders wichtig? In manchen christlichen Kreisen muss alles „fröhlich“ geschehen, auch wenn gerade niemand fröhlich ist. Und wenn nun jemand gar nicht dankbar ist?

Betrachtet man nur diese beiden Verse aus der Epistel des Sonntags, wird schon mal deutlich: Das Singen steht hier in einem Zusammenhang mit dem christlichen Lehren und Ermahnen und mit dem Reden und Tun. Vielleicht könnte man sagen, dass dies zusammen ein stimmiges Ganzes ergeben soll.

Es lohnt sich, über die Beziehung zwischen dem Wort Gottes und dem, was gesungen wird, einmal nachzudenken. Offenbar gab es schon in

der Anfangszeit der Kirche verschiedene geistliche Lieder, an erster Stelle natürlich die Psalmen des Alten Testaments, die den ersten Christen, so sie denn aus dem Judentum kamen, aus dem Synagogengottesdienst und dem Tempel vertraut waren, dann aber auch Hymnen und andere geistliche Lieder. Psalmen sind gesungenes und gebetetes Wort Gottes. Das bedeutet nicht, dass man nichts anderes singen dürfte, schließlich hat sich im Laufe der Kirchengeschichte ja eine Fülle an Liedern und geistlicher Musik entwickelt. Könnte man diese vielleicht als Antwort auf das gehörte Gotteswort verstehen? Darüber hinaus ist Musik immer auch ein Ausdruck, ja eine Verarbeitung von Erfahrungen und Gefühlen, in diesem speziellen Fall zum Beispiel von Dankbarkeit gegenüber Gott.

Wie gesagt, idealerweise stimmt das, was in der geistlichen Musik laut wird, mit dem Inhalt des Wortes Gottes überein. Es ist ein wichtiges Kriterium, ob der Inhalt eines Gesangs das, was gelehrt wird, in der Kirche unterstützt, vertieft und zum Klingen bringt oder ob es dem vielleicht sogar widerspricht – also ob es dazu beiträgt, dass das Wort Gottes reichlich in der Gemeinde und in den Herzen eine Wohnung hat. Auf der anderen Seite ist es auch des Nachdenkens wert, ob und wie unsere sonstigen Worte und Taten eigentlich mit dem zusammenstimmen, was wir singen – in der Kirche und vielleicht auch zuhause. Erst ein Loblied singen und gleich darauf schimpfen und fluchen, das passt doch nicht. Einerseits Gott für seine Liebe in den höchsten Tönen preisen und andererseits andere lieblos behandeln, das kann richtig abstoßend wirken.

Vielleicht liegt ja in der Formulierung „im Namen Jesu“ eine wichtige Hilfe. Jedenfalls gibt es einen alten geistlichen Ratschlag, der besagt, dass man nichts tun oder sagen – oder vielleicht auch singen? – sollte, was man nicht im Namen Jesu tun oder sagen kann.

Natürlich könnte jemand, der gar nichts vom christlichen Glauben weiß, zum Beispiel in einem Chor oder Orchester mitwirken, wo kir-

chenmusikalische Werke zur Aufführung gebracht werden. Aber wahrscheinlich wird man an der Art der Interpretation dieser Musik wahrnehmen können, ob jemand einen innerlichen Bezug dazu hat oder eben nicht. Und mit großer Sicherheit werden die Texte und die damit verbundene Musik umgekehrt eine Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben in Gang setzen.

Es ist nicht alles nur eine Geschmacksfrage. Form und Inhalt geistlicher Musik berühren und bedingen sich, und sie haben etwas mit dem sonstigen Leben zu tun. Nicht nur, dass in einem Loblied zum Beispiel Dankbarkeit ausgedrückt wird, die schon vorhanden ist; umgekehrt hilft das Lied auch, in eine dankbare innere Haltung hineinzuwachsen.

Es lohnt sich, den Sonntag Kantate einmal zu nutzen, um zu beobachten, wo sich dieser beschriebene Zusammenhang von Kirchenmusik, dem Wort Gottes und unserem Reden und Tun überall findet.

Rogate

Jesus Christus spricht: **Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.**

Johannes 16,28

Was hilft es einem eigentlich, Abschiede auszuhalten? Kleine und große, auch solche für immer, sind Teil unseres Lebens, ob wir wollen oder nicht. Ich denke, so banal das klingt: Was bei einem Abschied hilft, ist, sich bewusst zu verabschieden.

Manchmal muss man zum Beispiel für eine gewisse Zeit von einem Ort Abschied nehmen; manchmal weiß man gar nicht, ob man jemals dort hin zurückkehren wird. Dann macht man vielleicht ein Erinnerungsfoto oder versucht, das Bild ganz tief im Herzen einzuprägen. Vielleicht kann man auch eine Kleinigkeit zur Erinnerung mitnehmen. Wenn man das tut, ist man schon einen Schritt über den unmittelbaren Abschied hinaus. Man hat seinen Blick schon auf die Zeit gerichtet, von der man weiß, dass man diesen Ort vermissen wird, und sucht etwas, das einen daran erinnern wird.

Man würde sich wahrscheinlich auch von anderen Menschen viel bewusster verabschieden, wenn man wüsste, man sieht sie lange oder vielleicht nie wieder. Und manchmal weiß man es ja auch. Auch dann gilt: Verabschiede dich richtig! Sag, was zu sagen ist, und sprich darüber, wie es nach der Trennung werden soll.

Manchmal wird ein Erinnerungsstück zum tröstlichen Begleiter. Im letzten Jahr habe ich mir beispielsweise einen kleinen Kalender mit Bildern einer Landschaft, die ich sehr mag, gekauft. Er steht auf mei-

nem Schreibtisch und sagt mir: „Schau hin, das alles ist noch da, auch wenn du da gerade nicht bist.“

Manchmal entwickelt man auch ein Abschiedsritual. Es ist nur für diesen Moment da. Ich erinnere mich an eine Situation auf einem Bahnhof. Der Klassiker. Wie gut, wenn der andere nicht zulässt, dass man an ihm hängt wie Efeu an einer Eiche, sondern einen nach einer kurzen Umarmung loslässt: „Nun geh!“ Dann darf man auch wirklich losgehen.

Man kann aber auch im Gefühl des Abschieds verharren. Dann würde man sich vielleicht mit zahllosen Erinnerungsstücken umgeben, sich die letzten Momente regelmäßig ins Gedächtnis rufen und den Trennungsschmerz wieder und wieder erleben. Und das ist nicht gut.

Jesus war auch in einer Abschiedssituation, und weil er wusste, wie Menschen sind in solchen Situationen, bereitet er seine Jünger vor. Er vollzieht den Abschied ganz bewusst und denkbar klar. „Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater.“ Deutliche Ansage. Schnitt – danach wird alles anders sein für die Jünger. Sie sollen weder in blindem Schmerz weglaufen noch einen Jesus-Erinnerungsverein gründen. Im Grunde kann man sagen, er schaut sie noch einmal an und sagt dann: Nun geht! Genauer: „Gehet hin in alle Welt...“ (Matthäus 28,19)

Und er stellt sicher, dass das Danach geregelt ist. Wie wird die Kommunikation weiter funktionieren? Tut sie das überhaupt? Geht Jesus nicht hinter die Grenze des Todes, wo jede Kommunikation endet?

Genau das nicht. Deshalb spricht er vor seinem Abschied über das Gebet. Die Kommunikation verändert sich, aber er wird nicht unerreikbaar. Das kennen wir ja auch: Wenn jemand eine lange Reise unternimmt, möchten wir wissen, wie und wo wir ihn erreichen können.

Vor dem Fest der Himmelfahrt Christi steht deshalb der Sonntag Rogate. Das heißt: Betet! Es geht darum, wie es nach dem Abschied, wenn

Jesus zum Vater gegangen sein wird, weitergehen soll. Die Kirche verharrt nicht im Moment des Abschieds, sondern Abschied heißt immer Wendepunkt; etwas endet, etwas anderes beginnt. Mit dem Fest der Himmelfahrt Jesu beginnt das Gebet um den Heiligen Geist. Die Jünger stehen ja buchstäblich einen Moment lang völlig verdattert da. Es braucht zwei Engel, die zu ihnen sagen: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht gen Himmel?“ (Apostelgeschichte 1,11) Jesus wird weiter für seine Jünger da sein. Und er kommt wieder. Das ist es doch, was man bei einem Abschied wissen will.

Christi Himmelfahrt

Jesus führte seine Jünger hinaus bis nach Betanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, als er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel. Sie aber beteten ihn an und kehrte zurück nach Jerusalem mit großer Freude und waren allezeit im Tempel und priesen Gott.

Lukas 24,50-53

Wie beschreibt man etwas – in diesem Fall die Himmelfahrt Christi –, das eigentlich jenseits aller menschlichen Vorstellungskraft liegt und darum auch mit unseren Worten kaum auszudrücken ist? Der Evangelist Lukas versucht es, und weil er auf Griechisch schreibt, steht ihm grammatikalisch eine Zeitform zur Verfügung, mit der man ausdrücken kann, dass etwas geschieht, während jemand etwas tut oder sagt, die also ganz stark eine Gleichzeitigkeit ausdrückt.

Abschiedsszenen bleiben oft lange im Gedächtnis. Was hat er oder sie zuletzt gesagt oder was war die letzte Geste? Ein Händedruck? Eine Umarmung, ein Lächeln? Ein Blick? Als Jesus von seinen Jüngern Abschied nimmt, um als Auferstandener wieder seinen Platz zur Rechten Gottes in der ewigen, unsichtbaren Welt einzunehmen, ist seine letzte Geste das segnende Ausstrecken der Hände. Und während er das tut – hier kommt sprachlich die erwähnte Gleichzeitigkeit ins Spiel – entfernt er sich von ihnen und „fährt auf gen Himmel“.

Dieses kleine Wörtchen „gen“ mag ich sehr gerne an dieser Stelle. Denn es drückt eine Richtungs- oder Zielangabe aus, was das Gemeindeglied wirklich trifft. Der Himmel ist nicht ein lokal begrenzter Ort, sondern eine andere, für uns noch unsichtbare Welt oder Dimension. In den 40 Tagen, in denen sich Christus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern

zeigte, wurden sie gewahr, dass er keineswegs als körperloser Geist erschien. Ganz im Gegenteil, sein Körper wies ja sogar noch die Spuren der Kreuzigung auf und tut dies bis in Ewigkeit, aber gleichzeitig war er Zeit und Raum nicht mehr unterworfen. Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, beides ungetrennt verbunden und unvermischt nebeneinander bestehend. Und darum kann er, um es ganz bruchstückhaft menschlich auszudrücken, problemlos zwischen den Dimensionen von himmlischer und irdischer Welt wechseln. Und das tut er dann ab dem Zeitpunkt, den wir „Himmelfahrt“ nennen. Die Jünger sehen ihn danach nicht mehr so, wie sie ihn während seiner Erdenzeit sahen, auch nicht mehr so, wie sie ihn punktuell nach der Auferstehung sahen.

Insofern ist es also tatsächlich eine Art Abschied gewesen. Ist es nicht wunderbar, dass das Letzte, was sie von ihm sehen, ist, wie er sie segnet? Den Jüngern ist klar, dass sie in diesem Moment die Göttlichkeit ihres Herrn zu sehen bekommen, und darum werfen sie sich nieder (im Deutschen ist das mit „anbeten“ übersetzt). Der Abschied erfüllt sie mit Freude. Christus ist nicht weggegangen, nur die Art seiner Gegenwart hat sich geändert, und zwar nicht im Sinne von *weniger*, sondern von *mehr*. Er kann gleichzeitig überall sein.

Zeugen dieses Wunders werden wir übrigens in jeder Abendmahlsfeier. Christus kann mit seinem geopfertem Leib und seinem vergossenen Blut gleichzeitig real in Brot und Wein überall gegenwärtig sein, wo das heilige Mahl gefeiert wird, weil er „aufgefahren gen Himmel sitzend zur Rechten Gottes“ ist. „Die Rechte Gottes ist allenthalben“ hat Martin Luther formuliert und darauf bestanden, dass derjenige, der die wirkliche Gegenwart von Leib und Blut Christi im Abendmahl nicht glaubt, damit gleichzeitig auch nicht an seine Himmelfahrt glaubt und auch nicht, dass er wahrer Gott und wahrer Mensch ist.

Umgekehrt gilt mit Sicherheit, dass uns im Altarsakrament Christus wirklich begegnet und uns nahe kommt. Was für ein großer Segen! Und

auf diesen Segen reagieren wir wie die Jünger bei der Himmelfahrt und knien nieder und beten Gott an und preisen ihn.

So gesehen ist es also keine Abschiedsgeschichte, sondern eine Deutungsgeschichte, die uns hilft, die bleibende Gegenwart Christi zu verstehen. Na ja, verstehen ist vielleicht zu viel gesagt, denn unsere Worte reichen eben zur Erklärung nur bedingt aus. Aber was wir ausdrücken, ist unbeschreiblich und wunderbar genug, Grund zu großer Freude!

Ἐξαυδί

Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in aller Wahrheit leiten. Denn er wird nicht aus sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

Johannes 16,13

Zu Pfingsten wird gerne das Lied „O komm du Geist der Wahrheit“ (ELKG² Nr. 486) gesungen. Aber was bedeutet das eigentlich? Inwiefern ist der Heilige Geist, den Christus seinen Jüngern versprochen hat zu senden, ein Geist der Wahrheit? Der Dichter des erwähnten Liedes, Philipp Spitta, hatte sehr konkrete Vorstellungen, wozu er bzw. seine Kirche diesen göttlichen Geist konkret brauchen könnte. „Unglaub und Torheit brüsten sich frecher jetzt als je; darum musst du uns rüsten mit Waffen aus der Höh.“ Das war im Jahr 1827.

Wozu erbitten wir heute den Geist der Wahrheit? Wozu und wohin soll er uns denn leiten? Manche von Ihnen haben wahrscheinlich noch die bisherige Bibelübersetzung im Ohr, in der es heißt „in *alle* Wahrheit leiten.“ Nun heißt es, „in *aller* Wahrheit“. Das liegt daran, dass es in den Handschriften des Urtextes zwei Varianten gibt, eine die „in“ im Sinne von „in hinein“ nahelegt, und eine, die nur „in“ bedeutet und sich dann auf „leiten“ beziehen muss. Philipp Spitta wäre vor 200 Jahren wahrscheinlich eher davon ausgegangen, dass es nicht darum geht, dass der Heilige Geist uns im Sinne ehrlich-freundlicher Begleitung unserer Entscheidungen unterstützt, sondern, dass es eine Wahrheit gibt, zu deren Erkenntnis er die Christen führt.

Doch so viel Beliebigkeit sollte man hier nicht argwöhnen. Denn der Geist der Wahrheit ist eben nicht der Geist der Beliebigkeit, sondern

er redet, was er hört (von Christus). Christi Wort ist nicht nur der Maßstab für die Wahrheit, sondern Christus selbst ist auch ihr Inhalt.

Jesus hat bei seiner Himmelfahrt die Jünger nicht orientierungslos zurückgelassen, sondern er leitet seine Kirche durch die Zeiten, indem der Heilige Geist sie „beruft, sammelt, erleuchtet, heiligt und bei Jesus Christus erhält im rechten einigen Glauben“, wie Martin Luther es in seinem Kleinen Katechismus beschrieben hat (Erklärung zum 3. Glaubensartikel). Bei Christus erhalten, darum geht es – für die Christenheit und für jeden einzelnen Christen. Das ist auch eine gute Antwort, wenn gefragt wird, was denn dieser Heilige Geist tut.

Wir können aus diesem Bibelwort auch mitnehmen, dass der Heilige Geist nicht nur Kraft oder Begeisterung ist, sondern eine Person, die etwas tut – in diesem Fall hören, reden und verkündigen. Er ist auch nicht weniger Gott als der Vater und der Sohn, und doch unterscheidet er sich von diesen. An den drei Sonntagen von Exaudi bis Trinitatis geht es immer wieder um das Geheimnis der Dreieinigkeit. Vielleicht machen es folgende Sätze aus einem der drei altkirchlichen Bekenntnisse (Athanasianisches Bekenntnis) klar: „Eine andere Person ist der Vater, eine andere der Sohn, eine andere der Heilige Geist. Aber der Vater und Sohn und Heiliger Geist ist ein einiger Gott, gleich in der Herrlichkeit, gleich in ewiger Majestät... Der Heilige Geist ist vom Vater und Sohn, nicht geschaffen, nicht gemacht, sondern ausgehend.“

Wie tröstlich zu wissen, dass uns Gott der Heilige Geist leitet – nicht nur allgemein, sondern dass er uns ganz persönlich so führt, dass wir bei Christus bleiben und glauben und darum das Ziel des Glaubens erlangen.

Pfingstsonntag

Der Tröster, der Heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

Johannes 14,26

Wenn man nicht darstellen kann, wie etwas aussieht, hilft es manchmal zu beschreiben, was es macht oder wie es funktioniert. Das ist auch eine Art und Weise, wie man ein bisschen besser zur Sprache bringt, was der Heilige Geist ist. Er ist keine Taube, keine Feuerflamme und auch keine personifizierte weibliche Geistkraft im Regenbogenkleid. Taube und Feuer sind biblische Vergleichsbilder, wie er zu den Jüngern kommt: Er kommt nämlich von oben wie eine herabschwebende Taube, und er verteilt sich, wie Feuer sich verteilt, wenn eine Flamme die nächste anzündet.

Manchmal treibt die Unanschaulichkeit des Pfingstereignisses überforderte kirchliche Kunst- und Medienschaffende oder verzweifelte Prediger zu einem Höchstmaß von Verniedlichungen. Was Harmloseres als den Heiligen Geist gibt's dann gar nicht mehr – so ein Täubchen halt.

Das ist der Gottesgeist aber gerade nicht. Das sehr alte kirchliche Glaubensbekenntnis von Nizäa sagt über den Heiligen Geist: „Wir glauben an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht, der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht, der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird, der gesprochen hat durch die Propheten...“ Gar nicht harmlos also, sondern ein Herr, der angebetet und verherrlicht werden soll. Der Heilige Geist ist Gott. Der Vater sendet den Geist auf Bitten des Sohnes. Deshalb wird in den orthodoxen

Kirchen auch beim Glaubensbekenntnis nur gesagt: „...der vom Vater ausgeht.“

Und was tut nun dieser Heilige Geist? Er lehrt und erinnert die Kirche, bei Christus zu bleiben. Er setzt auf andere Weise fort, was Christus vor der Himmelfahrt getan hat. Er ist der Geist der Wahrheit (Johannes 15,26), der in alle Wahrheit leitet. Man könnte sagen: er hilft uns, die Bibel zu verstehen; er hat diejenigen angetrieben, die sie aufgeschrieben haben. Er lässt Menschen Jesus als Gottes Sohn erkennen und an ihn glauben. Er zeigt sich in erstaunlichen Phänomenen, von denen wir zum Beispiel im 1. Korintherbrief lesen (Kapitel 12,4-11). Schon das Alte Testament erzählt, dass der Geist vor allem Uranfang über den Chaosfluten schwebte. Er beruft die Propheten in der Geschichte Israels. Er ist der Geist, der die rechtgläubigen Lehrer der Kirche inspiriert hat. Er bezeugt, dass die Worte der christlichen Missionare Wahrheit sind. Er tröstet diejenigen, die um des Glaubens willen verfolgt werden. Und er redet in den Worten der Märtyrer und Bekenner.

Nun sagen Sie vielleicht: „Das ist ja schön, aber was hat das mit mir zu tun?“ Sehr viel vielleicht. Der Heilige Geist wird durch Taufe und Konfirmation vollmächtig weitergegeben, sodass man danach singen kann: „Du bist das heilig Öle, dadurch gesalbet ist mein Leib und meine Seele dem Herren Jesus Christ zum wahren Eigentum, zum Priester und Propheten, zum König, den in Nöten, Gott schützt vom Heiligtum.“ (ELKG² Nr. 482,4) Stellen Sie sich das einmal vor: Dieser kleine Säugling, der zur Taufe gebracht wird, diese Konfirmanden an der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend, die bekommen den Heiligen Geist vermittelt – den Geist, der in den Propheten Elia, Samuel, Hesekiel und wie sie alle hießen wirkte; den priesterlichen Geist, der sie im Gebet unmittelbaren Zugang zu Gott haben lässt; und den königlichen Geist, wie David und Salomo ihn hatten. An uns wirkt der Tröster, der uns die gute Nachricht von Jesus bezeugt, wie er das Evangelium Martin Luther bezeugt hat oder wie er Paul Gerhardt seine Glaubenslieder hat schreiben lassen.

Wir können also durchaus eine Menge aufzählen, was der Heilige Geist alles tut, auch wenn wir nicht sagen können, wie er aussieht. Ein neueres Lied tut das zum Beispiel so, und das können wir zum Pfingstfest ja mal singen und bedenken (Gotteslob Nr. 347; Mel. „Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all“, ELKG² Nr. 295):

Der Geist des Herrn erfüllt das All
mit Sturm und Feuersgluten;
er krönt mit Jubel Berg und Tal,
er lässt die Wasser fluten.
Ganz überströmt von Glanz und Licht
erhebt die Schöpfung ihr Gesicht,
frohlockend Halleluja.

Der Geist des Herrn erweckt den Geist
in Sehern und Propheten,
der das Erbarmen Gottes weist
und Heil in allen Nöten.
Seht, aus der Nacht Verheißung blüht;
die Hoffnung hebt sich wie ein Lied
und jubelt Halleluja.

Der Geist des Herrn durchweht die Welt
gewaltig und unbändig;
wohin sein Feueratem fällt,
wird Gottes Reich lebendig.
Da schreitet Christus durch die Zeit
in seiner Kirche Pilgerkleid
Gott lobend: Halleluja.

(Maria Luise Thurmair)

Pfingstmontag

Denn das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christus Jesus, hat dich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes.

Römer 8,2

Das „Gesetz der Sünde und des Todes“ kennen wir. Der Blick auf die aktuellen Nachrichten bestätigt uns dutzendmal am Tag, dass dieses Gesetz mit aller Härte in unserer Welt regiert.

Dass unser Leben dem Tod verfallen ist, spüren wir, und zwar besonders dann, wenn dieses Leben dem Tod zu nahe kommt – durch schwere Krankheit, Unfälle, Trauer und Schmerz. Es ist ein unerbittliches Gesetz, das besagt, dass alles endet und dass eine Dunkelheit uns umgibt und bedroht, der wir nicht entkommen können.

Auch die Sünde ist eine Gesetzmäßigkeit dieser Welt. Wir sündigen. Und wir wissen es. Und je wacher ein Gewissen ist, desto mehr leidet es unter den Anklagen des Gesetzes, das unablässig bezeugt, was zum Beispiel der Prophet Nathan dem König David nach der unrühmlichen Affäre mit Bathseba und nach der anklagenden Beispielgeschichte vom raubenden und tötenden Reichen entgegenschleuderte: „Du bist der Mann!“ Dies oder jenes hast du getan, du bist schuldig, und nichts kann das jemals ungeschehen machen. Die menschliche Seele kann zerbrechen unter der Herrschaft dieses Gesetzes. Denn indem es Sünde und Todverfallenheit aufdeckt, bringt es immer mehr von beidem hervor, macht beides immer größer.

Das andere Gesetz, das Gesetz des Heiligen Geistes, der lebendig und frei macht, das ist nicht so deutlich zu sehen. Wenn man fragt, was der Heilige Geist tut, dann ist es genau dies: er befreit und macht lebendig.

Er bricht die Macht dieses Gesetzes eines Lebens ohne Christus. Denn der Geist führt zum Glauben an Jesus, weckt diesen Glauben, stärkt ihn und ist der Geist des Widerstandes gegen die scheinbar so allmächtigen Todesmächte. Wir glauben an den Heiligen Geist, „der Herr ist und lebendig macht“, so sagt es das Glaubensbekenntnis.

Gott der Heilige Geist ist keine sanfte „Geistkraft“, er ist nicht Begeisterung und auch kein spiritueller Kuschelfaktor. Er ist Herr. Er ist Gott. Nur deshalb ist er der Befreier, der stärker ist als das Gesetz der Sünde und des Todes. Wer glaubt und getauft ist, der befindet sich im Lebensbereich dieses Geistes.

Nicht, dass Sünde und Tod nicht immer wieder versuchen würden, nach den Gläubigen zu greifen, sie zu erschrecken und sie in die Verzweiflung zu treiben. Doch das Gesetz des Geistes lautet anders: „So gibt es nun keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind.“ (Römer 8,1) Das ist über uns zu sagen. So sollen wir uns selbst ansehen. Und hoffentlich werden so auch viele andere an uns sehen können, was es heißt, dass Gottes Geist frei und lebendig macht.

Trinitätis

Der HERR segne dich und behüte dich; der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

4. Mose 6,24-26

Segen geht doch eigentlich immer, oder? Es gibt auf jeden Fall kirchliche Angebote, die deutlich schlechter an den Mann oder die Frau zu bringen sind. Aber Segnungsgottesdienste aller Art werden gerne angenommen, auch von Menschen, die sonst gar nicht viel mit religiösen Dingen zu tun haben. Eine Geburtstagskarte mit einem Segensspruch kann man auch der eher unkirchlichen Nachbarin schicken.

Diese Beobachtung macht etwas deutlich. Es gibt ein Bewusstsein dafür, dass „gesegnet werden“ etwas grundsätzlich Positives ist. Man bekommt etwas Gutes mit auf den Weg, das ist die schlichteste Definition.

Das ist doch wirklich ganz erstaunlich, dass „Segen“ so unumstritten ist. Dabei muss man doch eigentlich anerkennen, dass es sich um etwas handelt, das man weder sehen noch anfassen kann, um eine Wirkung, die allein in Worten begründet ist, aber die etwas bewirkt, wiederum schlicht ausgedrückt, die eine höhere Macht auf den Plan ruft.

Was ist da zum Beispiel passiert, als auf den Höhepunkt der Coronakrise in Italien der Papst auf dem menschenleeren Petersplatz in Rom mit der Monstranz in der Hand sich einem Virus mit einem Segen entgegenstellte? Genauer: Mit dem mächtigsten, dem vollmächtigsten Segen, den die römische Kirche kennt: Urbi et orbi – Gottes Segen für die Stadt Rom, deren Bischof der Papst ja ist, und für den gesamten Erdkreis. Ist das nun voraufklärerisches Denken, wie gleich einige

Theologen aus seiner eigenen Kirche dem Papst vorgeworfen haben, oder bewirkt eine solche Aktion tatsächlich etwas?

Um es kurz einzuordnen: Als Lutheraner schätzt man es deutlich nicht, den Leib Christi in einer Monstranz umherzutragen, weil die Eucharistie nicht zum Einsperren und Umhertragen von Christus eingesetzt ist. Als Lutheraner glaubt man auch nicht, dass der Papst den mit „urbi et orbi“ verbundenen sehr großen Ablass spenden kann – oder dass es überhaupt Ablässe geben sollte. Stellen Sie sich mal vor, aus dem evangelischen Lager hätte jemand versucht, es Franziskus nachzumachen und mit der Bibel in der Hand auf dem Marktplatz in Wittenberg der Stadt und dem Erdkreis – ja, was denn? Einen Segen zu spenden? Da wird's interessant. Hätte das dann was bewirkt, oder wäre das bloß eine mediale Inszenierung gewesen?

Gott ist doch nicht gebunden an solche Riten oder Worte eines Menschen, denken vielleicht viele. Wirklich nicht? Wir können uns Gott nicht durch irgendwelche rituellen Tricks verfügbar machen, das stimmt. Aber er hat sich selbst an Menschen und Segensworte, die sie aussprechen, gebunden. So lesen wir es in den Bibelworten, aus denen der bekannte aaronitische Segen, den wir vom Ende des Gottesdienstes her kennen, stammt: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage Aaron und seinen Söhnen und sprich: So sollt ihr sagen zu den Israeliten, wenn ihr sie segnet... So sollen sie meinen Namen auf die Israeliten legen, dass ich sie segne.“ (4. Mose 6,22.23.27)

Aha, also zunächst mal: Gott segnet selbst, indem er Aaron und seine Söhne, also die Priester Israels, beauftragt, diesen Segen zu spenden. Nicht Mose, nicht Miriam, nicht Josua, nur Aaron hat er beauftragt. Und wenn Aaron und seine Söhne segnen, legen sie den Namen Gottes auf das Volk. Im Alten Testament ist Gott selbst in seinem Namen gegenwärtig. Das bedeutet, sie legen die Gegenwart Gottes wie einen bergenden Mantel, wie ein Schutzschild über das Volk Gottes.

Ich gebe ja zu, das ist eine archaische, voraufklärerische Vorstellung. Und sie ist trotzdem biblisch. Vielleicht hat ja die tapfere Geste des Papstes so manchen Theologen so beunruhigt, weil sie sichtbar gemacht hat, dass da einer dran glaubt, dass unsichtbare Kraft und Macht im Segen liegen, die Macht des Namens Gottes. Und zwar egal, ob sich nach der Aktion auf dem Petersplatz nun messbar etwas verändert hat oder nicht; das werden wir sowieso nie erfahren.

In den Worten des priesterlichen Segens sagt Gott drei Dinge zu: Er wird behüten, er wird gnädig sein, er wird Frieden geben. Man könnte – besonders am Trinitatisfest – einmal bedenken, dass sich diese Zusagen auch schön auf die drei Personen der Dreieinigkeit verteilen und gleichzeitig von allen dreien aussagen lassen. Ist ja wohl kein Zufall, dass dieser Segen dreigliedrig ist! Vor allem macht dieses Nachdenken deutlich: Auch wenn wir einzelne Werke von Vater oder Sohn oder Geist benennen können, so ist das jedes Mal auf der den Menschen zugewandten Seite Gottes von allen drei Personen zu sagen. Also zum Beispiel: In Christus sehen wir den gnädigen Gott, aber es ist uns nicht nur Christus gnädig, sondern der dreieinige Gott.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie nun nicht völlig verwirrt sind und am Trinitatisfest ganz besonders und neu auf den Segen am Ende des Gottesdienstes achten.

I. Sonntag nach Trinitatis

Christus spricht: Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat.

Lukas 10,16

Mit dem Beginn der Trinitatiszeit wendet sich das Kirchenjahr den Themen zu, die für den Weg der Gläubigen bis zur Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten wichtig sind. Es beginnt sozusagen mit dem Top-Thema „Wort Gottes“ am 1. Sonntag nach Trinitatis. Dazu passt der Wochenspruch, nämlich der obenstehende Bibelvers.

Aber *inwiefern* passt er denn (abgesehen davon, dass er meist verkürzt ohne die Schussfolgerung am Ende zitiert wird)? Interessant ist wie immer der Zusammenhang, in dem der einzelne Vers steht. Und das ist hier ein Gerichtswort aus dem Mund Jesu. Die Situation war folgende: Jesus hatte neben dem Kreis der zwölf Jünger, also denjenigen, die man nach seiner Auferstehung Apostel nannte, noch einen größeren Jüngerkreis berufen, nämlich „zweiundsiebzig andere“ (Lukas 10,1) Es könnten auch nur siebzig an der Zahl gewesen sein, die griechischen Handschriften des Urtextes überliefern die Zahl unterschiedlich. Martin Luther entschied sich aus verschiedenen Gründen in seiner Übersetzung für 70, vielleicht mit dem Hinweis auf 4. Mose 11, wo die 70 Ältesten, die Mose als seine Mitarbeiter einsetzte, erwähnt werden. Für die Zahl 72 spricht ihre Symbolkraft, nämlich sechsmal zwölf, also eine Steigerung des Zwölferkreises. Diese 72 schickte Jesus sozusagen als Herolde vor sich her, während er durchs Land zog, mit der Botschaft: „Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen.“ (Lukas 10,9) Und jetzt kommt das Spannende: die doppelte Aussage „Wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet mich“, die ganz bewusst so

parallel sprachlich gestaltet ist, ist die Zusage Jesu an die ausgesandten Jünger, dass er seine Worte an ihre Worte, seine Person an ihre Person binden würde. Und noch bemerkenswerter ist, dass er damit rechnet, dass seine Worte bzw. die Worte der Jünger gleichermaßen auf Hörbereitschaft wie auf Verachtung stoßen werden.

Diese Zusage Jesu steht aber im Zusammenhang einer Drohung gegen die Städte in Galiläa, in denen Jesus sich oft aufgehalten und Wunder getan hat; zum Beispiel: „Und du Kapernaum, wirst du bis zum Himmel erhoben werden? Du wirst bis in die Hölle hinabfahren.“ (Lukas 10,15) Warum denn das? Ich nehme an, dass es etwas mit der doppelten Wirkung von Gottes Wort zu tun hat, denn wo Gottes Wort ausgerichtet wird, ruft es immer sowohl Zustimmung als auch Ablehnung hervor.

Und beides trifft denjenigen, der das Wort Gottes ausrichtet. Denn das tut er ja nicht nur für seine Person, sondern als Gesandter, als Botschafter im Auftrag dessen, der ihn gesandt hat.

Diese Erkenntnis war in der Reformationszeit für Luthers Freund und Mitarbeiter Melanchthon ganz wichtig geworden. Er zitiert unseren Bibelvers mehrfach in seiner Verteidigungsschrift des Augsburger Bekenntnisses – und zwar, um gleich mehrere Dinge klarzustellen.

Erstens: Weil Christus sich an seine von ihm gesandten Diener (also die Apostel) und in ihrer Nachfolge die Träger des geistlichen Amtes bindet, steht seine Person vor, hinter und über ihrer Person. Christus selbst steht hinter ihren Worten, sein eigenes Wort, und darum ist ihre Verkündigung *vollmächtige* Verkündigung, sind die Sakramente, die sie spenden, wirksam und gültig, selbst wenn die Person des Pfarrers moralisch oder in anderer Hinsicht Defizite aufweist, denn darauf kommt es in Hinsicht auf die Wirksamkeit und Vollmacht nicht an. So kann Melanchthon als Spitzenaussage betonen, Christus habe ja sogar Judas mit diesen Worten ausgesandt, und darum habe auch dieser in

Jesu Vollmacht verkündigt. Welch ein Trost für Pfarrer und Gemeinden, das zu wissen.

Und noch wichtiger und tröstlicher ist, was Melanchthon zweitens klarstellt: Die höchste, konzentrierteste, vollmächtigste Form der Wortverkündigung ist der Zuspruch der Sündenvergebung in der Beichte. Weil Jesus sich an das Wort seiner Gesandten (das heißt auf Griechisch „Apostel“) gebunden hat, ist ihr Sprechen rechtsverbindliches, geltendes Urteil im Jüngsten Gericht.

Drittens macht Melanchthon in dieser Bekenntnisschrift auch deutlich: Nicht rechtsverbindlich und im Auftrag Gottes geredet sind alle menschlichen, über das Wort Gottes hinausgehenden und von Gottes Wort nicht geforderten, sondern von Menschen ausgedachten Regeln und Gebote. Das war Luther und Melanchthon ganz wichtig. Hier durften der Papst und die Bischöfe sich auf keine göttliche Vollmacht berufen. Was Gottes Wort gebietet und verbietet, was es zuspricht und fordert, hat ein Amtsträger verbindlich zu verkündigen, und das soll die Gemeinde hören und nicht verachten.

Es steckt ja tatsächlich eine eindringliche Warnung in der Tatsache, dass Jesus ausgerechnet über die Orte, wo er sich am meisten aufhielt, so ein hartes Urteil gefällt hat. Es ist nicht automatisch so, dass diejenigen, die die meiste Gelegenheit hatten, auf das Wort Gottes zu hören, das auch am meisten tun würden. Offenbar kann genau das Gegenteil der Fall sein. Auf das Hören kommt es aber an. Wirklich ein Top-Thema des Glaubens an diesem Sonntag!

2. Sonntag nach Trinitatis

Wer aber prophetisch redet, der redet zu Menschen zur Erbauung und zur Ermahnung und zur Tröstung. Wer in Zungen redet, der erbaut sich selbst; wer aber prophetisch redet, der erbaut die Gemeinde.

1. Korinther 14,3-4

Kennen Sie jemanden, der in Zungen redet? Vielleicht haben Sie nicht mal eine Vorstellung davon, worum es sich handelt, vielleicht haben Sie dieses Phänomen aber auch schon mal (selbst) erlebt. Was Paulus als „Reden in Zungen“ bezeichnet, ist eine Gabe des Heiligen Geistes, der in der urchristlichen Gemeinde in Korinth große Bedeutung beigemessen wurde. Menschen, die diese Gabe haben, beten in fremden Sprachen, die sie nie gelernt haben, zu Gott. Es kann sich dabei um identifizierbare Sprachen handeln oder auch nicht. Glossolalie, so das Fremdwort für diese Art des Betens, war und ist längst nicht so geheimnisvoll, wie manche denken. Wer „in Zungen“ redet, lallt nicht wie ein Betrunkener oder tut merkwürdige Dinge dabei. Man versteht nur eben nicht, was er sagt.

Und genau da entstand damals in Korinth das Problem, das Paulus anspricht. Man stelle sich einen Gottesdienst vor, in dem mehrere Personen gleichzeitig in fremden Sprachen laut oder leise beten. Weder verstehen sie sich gegenseitig, noch hat die zuhörende Gemeinde einen geistlichen Nutzen davon. Und obendrein besteht die Gefahr, dass ein Fremder, der zufällig in solch einen Gottesdienst geraten würde, denken müsste, er habe es mit Verrückten zu tun.

Kirchen, in denen noch heutzutage die Gabe der Zungenrede geübt wird, achten darauf, dass kein Durcheinander dabei entsteht und es

auch Gemeindeglieder gibt, die solches Reden auslegen, also sozusagen Dolmetschen können. Denn auch pfingstlerische und charismatische Gemeinden möchten ja ernstnehmen, was sie an dieser Stelle in Gottes Wort lesen. Es mag aber mit diesen Schwierigkeiten zu tun haben, dass Glossolie in den meisten christlichen Gottesdiensten nicht vorkommt.

Heißt das nun, dass alle anderen Christen, für die Zungenrede keine Rolle spielt, nun fein raus sind? Ich glaube nicht. Wenn irgendetwas von den Mahnungen des Apostels Paulus ernstgenommen wird, dann sicher seine Ausführungen zu den Eindrücken, die „Unkundige und Ungläubige“ (1. Korinther 14,23) vom christlichen Gottesdienst bekommen könnten. Ernstgenommen aber oft nur in der Weise des Totschlagarguments, indem das mögliche Unverständnis möglicher Gottesdienstbesucher an die Wand gemalt wird, um das gottesdienstliche Geschehen auf möglichst funktionale Verständlichkeit zu reduzieren.

Dabei erliegt man aber einem menschlichen und geistlichen Trugschluss. Menschlich darf man eigentlich erwarten, dass Gäste dem christlichen Gottesdienst mit dem gleichen Respekt begegnen, den sie auch einer buddhistischen Tempelzeremonie beim Urlaub in Thailand entgegenbringen würden. Oder es würde ja auch niemand eine Opernaufführung abkürzen, nur weil jemand beim ersten Besuch feststellt, dass er eigentlich keine Arien mag.

Das Problem entsteht nicht, wenn jemandem eine Fremdheitserfahrung oder gewisse Längen zugemutet werden. Das Problem entsteht, wenn ein Gottesdienst keine klare Verkündigung beinhaltet. Es geht dabei – und das ist das geistliche Missverständnis – nicht darum, mit menschlichen Mitteln Zustimmung und Verständnis bei unserem Gegenüber herbeizuführen. Jemand kann äußerlich jedes Wort der Predigt verstanden haben, aber dass er es geistlich aufnehmen und annehmen kann, das macht der Heilige Geist. Dem muss man allerdings auch nicht durch möglichst undurchschaubare Gedankensprünge und gehäuften Fremdwörtergebrauch die Arbeit erschweren.

Schauen wir also, was bei dem geschehen soll, was Paulus hier „prophetische Rede“ nennt und was auch eine Geistesgabe ist. Sie soll zur Erbauung, zur Ermahnung und zur Tröstung dienen. Anders gesagt: Die Verkündigung soll das geistliche Leben fördern, falsche Verhaltensweisen ansprechen und tröstend zusprechen, dass Gott gnädig ist um Jesu willen.

Paulus hat nichts gegen das Zungenreden an sich – er selbst betet sogar mehr als andere in Zungen (1. Korinther 14,18) – , aber er möchte für den christlichen Gottesdienst eine Unterscheidung gewahrt wissen: nicht alles, was in der persönlichen Frömmigkeit gut ist, ist auch gut im Gottesdienst der Gemeinde. Christen sollen im Gottesdienst nicht nebeneinander, sondern miteinander Gott loben. Es geht nicht um die Pflege der individuellen Frömmigkeit mit ihren individuellen Vorlieben, sondern um die Verkündigung an die ganze Gemeinde.

Also, aus der Nummer sind wir ganz und gar nicht raus, auch wenn bei uns niemand in Zungen redet. Was macht den Glauben der ganzen Gemeinde stark, wo wird unser Verhalten mit Gottes Geboten konfrontiert und wodurch erfahren wir Trost? Und was sind nur private Vorlieben, Stilmittel und Ausdrucksformen der Frömmigkeit, die einzelne anderen aufzwingen?

Nehmen Sie diese Fragen doch mal mit in den Gottesdienst ihrer Gemeinde...

3. Sonntag nach Trinitatis

Ich sage euch: so wird auch Freude sein im Himmel über *einen* Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Lukas 15,7

So, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut.

Lukas 15,10

Drei Gleichnisse hat Jesus über einen Gegenstand, ein Tier und einen Menschen erzählt, die verloren gegangen waren und wiedergefunden werden mussten. Das bekannteste ist natürlich das Gleichnis vom verlorenen Sohn; bei den beiden anderen handelt es sich einmal um ein Schaf, das abhanden gekommen ist, und einmal um ein Geldstück. Der Besitzer des Schafs zeichnet sich dadurch aus, dass er insgesamt 100 Schafe besitzt, auf dieses eine also nicht unbedingt angewiesen wäre, es aber trotzdem sucht und sich freut, als er es wiedergefunden hat. Auch die Besitzerin der Silbermünze besitzt noch neun weitere Münzen, trotzdem stellt sie das ganze Haus auf den Kopf, um dieses eine verlorene Geldstück zu finden. In beiden Geschichten zieht Jesus ein Fazit, gibt uns sozusagen die Deutung schon mit an die Hand. Um zu verstehen, was er meint, muss man, wie so oft, mitbedenken, zu wem er gerade spricht, also wem er diese Gleichnisse erzählt hat. Die Vorgeschichte ist folgende: Jesus hatte Menschen seine Nähe, weil sie sie suchten, gewährt, die sich eigentlich für solche Nähe und Gemeinschaft mit ihm, dem frommen Juden (und natürlich auch dem heiligen Gottessohn) selbst disqualifiziert hatten. „Zöllner und Sünder“ heißt es da, also Verbrecher, die mit der heidnischen Besatzungsmacht kollaborierten, und andere nicht näher beschriebene Übeltäter. Das wiederum hatte den Unmut der Schriftgelehrten und Pharisäer erregt. Kurz: Sowohl

die Theologen als auch die frommen Laien hätten eigentlich erwartet, dass er diesen aus ihrer Sicht moralisch minderwertigen Abschaum nicht an sich herankommen lässt und schon gar nicht mit ihnen gemeinsam isst.

Bei uns ist es vielleicht eher umgekehrt. Wir nehmen die unfassbare Tatsache, dass der heilige Gott den gottlosen Sünder annimmt, einerseits leicht für selbstverständlich, als habe es so zu sein. Und andererseits fällt es uns so schwer, das auch für uns selbst gelten zu lassen und nicht nur als erbauliche kleine Randnotiz anzusehen.

Die entscheidende Sache ist nämlich, dass die Bibel nicht irgendwelche erbaulichen Geschichten überliefert. Sondern da geht es ums Ganze, um wirkliche Sünder, die wirkliche Buße brauchen, was dann auch zu wirklicher Freude führt.

Schauen wir uns diese drei Begriffe doch mal an: Sünder, Buße, Freude. Für mich hört sich das an wie diese Intelligenztests, bei denen man eine Reihe von Begriffen genannt bekommt und dann sagen muss, welcher nicht dazu passt. Also: Hering–Hai –Wal. Wal ist falsch, denn der ist kein Fisch, sondern ein Säugetier.

Was scheint denn an den drei Begriffen aus den Worten Jesu nicht dazu zu gehören? Die Freude, oder? Sündigen mag vordergründig kurzfristig Spaß machen, aber so richtig von Freude kann keine Rede sein. Dass Buße etwas Freudiges ist, erschließt sich auch nicht auf den ersten Blick. Worüber freuen sich die Engel, worüber freut Gott im Himmel sich hier? Doch dass jemand, der vorher Sünde getan hat, nun Buße tut. Das sieht nach einem durchaus aktiven Geschehen aus. Die Beispiele in den Gleichnissen allerdings tun aktiv eigentlich nichts, denn ein Schaf findet nicht von sich aus zur Herde zurück und eine Münze muss gefunden werden, von alleine kommt sie definitiv nicht wieder. Selbst beim verlorenen Sohn ist ja die Frage, was seine Sinnesänderung bewirkt, die dann zur Umkehr führt.

Vielleicht liegt das an der Weise der Betrachtung. Man kann „Sünde“ als einen Zustand der Trennung von Gott verstehen und entsprechend „Buße“ als ein Umgewendetwerden zurück zu ihm. Diese Sicht ist uns in der lutherischen Theologie vertraut. Gleichzeitig erfahren wir es in unserem Leben als Christen aber auch, dass wir nicht einfach abstrakt Sünder sind, sondern dass sich das sehr real in unzähligen einzelnen bösen Gedanken, gemeinen Worten und verletzenden Taten zeigt. Entsprechend gibt es auch die Erfahrung, dass Gott uns nicht nur generell in der heiligen Taufe erlöst hat von der Sünde, sondern dass er uns durchaus auch an konkreten einzelnen Punkten zur Umkehr führt, was dann in unserer Wahrnehmung eine aktive Veränderung von unserer Seite erfordert. In der Bibel könnte man als Beispiel dafür an den Zöllner Zachäus denken.

Es ist ein Zeichen der Liebe Gottes, wenn er uns nicht einfach so lässt, wie wir sind, auch wenn das oft schmerzhaft ist. Aber ich bin sicher: Nicht nur für Gott und die Engel im Himmel bedeutet jede kleine und große Umkehr eines Menschen Freude, am Ende gilt das auch für uns selbst. Das ist wichtig. Nicht endlose Reue und Zerknirschung, nicht die Demütigung von Schuldkenntnis und Schuldbekennnis werden am Ende stehen, sondern die Freude. Und auch Gemeinschaft. Im Gleichnis wird das Schaf zur Herde zurückgebracht, und der Münzschatz ist wieder vollständig. Was für großartige, tröstliche Bilder!

Jesus nimmt die Sünder an – das ist nicht ein abstraktes Motto am 3. Sonntag nach Trinitatis, sondern das ist das, was über dich zu sagen ist: Du bist angenommen, Gott freut sich über dich – um Jesu Willen.

4. Sonntag nach Trinitatis

Josef aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes statt? Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk. 1. Mose 50,19-20

„Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade“, so hört man es manchmal. Dahinter steht die Erfahrung, dass sich oft auch und gerade sehr schwierige und ungewöhnliche Lebenswege als doch sinnvoll und von Gott nicht umsonst zugelassen erweisen. Oft ist es eben noch nicht „am Tage“, warum Gott uns Umwege und Irrwege, ja sogar sehr dunkle Wegstrecken nicht erspart.

Wir hören hier von Josef, der durch die üblen Machenschaften seiner eifersüchtigen Brüder in die Sklaverei nach Ägypten geriet, wo er dann auch noch wegen haltloser Verleumdungen im Gefängnis landet und am Ende doch eine echte Machtposition am Hof des Pharaos bekommt. Eine Position, die es ihm dann erlaubt, ausgerechnet seinen Brüdern und ihren Familien das Leben zu retten. Doch nach dem Tod des gemeinsamen Vaters Jakob bekommen es die Brüder, die immer noch ein schlechtes Gewissen haben, mit der Angst zu tun. Ob Josef sich nun nicht doch rächen wird?

In dieser Situation sagt Josef die obenstehenden Sätze. Zwei Dinge können wir aus diesem Bibelwort für uns mitnehmen:

1. Ich stehe nicht an Gottes statt.

Gott sagt von sich: „Die Rache ist mein, ich will vergelten...“ (5. Mose 32,35 / Römer 12,19) Es ist wahr, was ein anderes Sprichwort sagt:

„Man sieht sich im Leben immer zweimal.“ Die Frage ist allerdings, was man dann tut, wenn es so kommt. Der Gedanke kann einem sehr leicht durch den Kopf schießen: „Na warte, wenn ich dich in die Finger kriege, ich mache dich fertig für das, was du mir oder XY oder überhaupt (an-)getan hast.“ Aber wir stehen nicht an Gottes statt. Wir sollen es machen wie Josef und trotzdem vergeben und nicht selbst für vermeintliche Gerechtigkeit sorgen. Also denken: „Ich will dich gar nicht in die Finger kriegen. Wenn es so sein soll, dass wir uns begegnen, dann reiche ich dir die Hand, auch wenn das das Letzte ist, was ich von mir aus eigentlich tun möchte.“ Das ist unter Umständen unsagbar schwer. Es hat aber damit zu tun, dass uns letztendlich nicht einmal eine Bewertung unserer Wege zusteht. Wir stehen nicht an Gottes statt.

2. Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.

Das ist ein Bekenntnis aus der Rückschau: Als es „am Tage war“, als man sehen konnte, dass es gut ausgegangen ist, spricht Josef es aus. Sicher hat es in seiner Lebensgeschichte auch Zeiten gegeben, in denen er das noch nicht so hätte sagen können. Auch uns lässt Gott manchmal in Situationen geraten, die jenseits dessen liegen, was wir meinen ertragen zu können. Es gibt diese Stunden, in denen alles ungewiss wird, in denen sich die Zukunft gerade zu erledigen scheint. Vielleicht stehen andere dann sogar fassungslos neben uns und schreien innerlich zu Gott: „Herr, was passiert denn hier? Hoffentlich hast du einen Plan, wie das enden soll, ich habe nämlich keinen.“

Und tatsächlich, Gott hat immer einen Plan, und wenn andere Menschen es auch noch so böse zu machen gedachten. All das, was sie gesagt, getan und geplant haben, wie böse und schädlich es auch war, musste doch am Ende nur dazu beitragen, dass es gut ausgehen würde. Denn Gott gedenkt es immer gut zu machen. Manches werden wir vielleicht auch erst in der Ewigkeit erkennen. Aber wenn wir hier schon ein wenig von solchen Wundern erahnen, dann sollen wir es auch dank-

bar aussprechen. Ja, Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Er schreibt auch auf krummen Linien gerade.

5. Sonntag nach Trinitatis

Denn die göttliche Torheit ist weiser, als die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, als die Menschen sind.

1. Korinther 1,25

Einmal wurde unserem Bischof und mir bei einem Jugendtreffen folgende Frage gestellt: „Sagt mal, gibt es in unserer Kirche eigentlich richtige Promis?“ Nun ja, wir redeten ein bisschen über einige Leute, die wohl schon als prominent durchgehen würden, besonders viele waren das aber nicht. Der Glamour-Faktor unserer Kirche ist leider nur gering. Immerhin fiel aber dem Bischof eine Bibelstelle ein, in der Paulus davon schreibt, dass „nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme“ berufen sind (1. Korinther 1,26).

Promis Fehlanzeige – das scheint von Anfang an in der Kirche so gewesen zu sein. Bedeutet das umgekehrt, dass die Verkündigung des christlichen Glaubens nur die erreicht, die hinreichend uncool, bedeutungslos und nicht gerade besonders schlau sind? Und sollte man das um möglicher missionarischer Erfolge willen nicht zu ändern versuchen?

Ich denke, der Apostel Paulus macht uns auf eine innere Logik aufmerksam, die man gar nicht umgehen kann. Zum Beispiel auch nicht dadurch, dass man diejenigen, die wenigstens ein bisschen berühmt oder reich oder vorzeigbar sind, zu Werbezwecken in den Vordergrund rückt – und ihnen zu diesem Zweck womöglich etwas nachsieht oder nachgibt, was eigentlich falsch ist, nur weil man sie nicht verlieren will. Kirche ist schließlich keine Reality-Show im Privatfernsehen. Nein, sagt Paulus, dass es mit dem menschlichen Glanz und Glamour

in christlichen Gemeinden so schlecht läuft, ist eine Wirkung der Verkündigung, der Predigt.

Genauer gesagt, es hängt mit deren Inhalt zusammen. Denn der Inhalt einer christlichen Predigt ist immer und zuerst und zuletzt Christus. Es ist in diesem Zusammenhang natürlich eine Karikatur des Gemeinten, wenn in manchen frommen Kreisen jemand mitzählt, wie oft der Pfarrer „Jesus“ sagt.

Was Paulus vor Augen hatte, war der Skandal, den die Botschaft der Christen in der antiken Welt bedeutete. Einen Gekreuzigten aus der hintersten Provinz des römischen Reiches als auferstandenen Herrn und Gott zu proklamieren, das war den Juden ein Ärgernis (hier steht im Griechischen sogar das Wort „Skandal“) und den Heiden bzw. Griechen, also den von der hellenistischen Kultur geprägten damaligen Zeitgenossen, eine Torheit (1. Korinther 1,22-23) Kurz gesagt, sie fanden es entweder anmaßend oder völlig verrückt.

Aber wer hat der Predigt vom Kreuz dann geglaubt? Diejenigen, die verstanden haben, dass Gott gerade auf diesem Weg alles zunichte gemacht, für bedeutungslos erklärt und ad absurdum geführt hat, was normalerweise in dieser Welt als klug, bedeutsam, mächtig und reich gilt. In Christus hat Gott einen Weg gewählt, der all das nicht mit einschloss, sondern das Gegenteil bedeutete: Hilfsbedürftigkeit, Armut, Ohnmacht, Leiden, Schande und Tod.

Eine Predigt, die das verkündigt, wird Hörer finden, die dazu passen. So einfach ist das. Und doch ist das nur die Außenseite der Wirklichkeit. In Wahrheit, also in Gottes Sicht der Dinge, ist diese scheinbare Dummheit und Schwachheit etwas ganz anderes, nämlich höchste Weisheit und Stärke. Warum? Weil eine solche Predigt die Kraft hat, selig zu machen. Und darauf kommt es am Ende an, nicht auf ein bisschen Ruhm in dieser Zeit und Welt.

Vielleicht sollten wir uns an dieser Stelle an einen Theologen erinnern lassen, der am Beginn der selbständigen evangelische-lutherischen Kirchen in Deutschland stand. Das war Johann Gottfried Scheibel, der als Theologieprofessor und Pfarrer in Breslau alles hatte, was in den Augen der Menschen etwas galt: höchste Bildung, Ansehen und Erfolg, eine gute Stellung. Sein Wahlspruch für seinen Dienst als Prediger des Evangeliums war ein Bibelvers, der aus dem Zusammenhang dieses Abschnittes aus dem 1. Korintherbrief stammt: „So halte ich nun dafür, nichts unter euch zu wissen, als allein Jesum Christum – und diesen gekreuzigt.“ (1. Korinther 2,2) Daran muss sich unsere Kirche messen, daran allein.

6. Sonntag nach Trinitatis

Und nun spricht der HERR, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! Wenn du durch Wasser gehst, will ich bei dir sein, und wenn du durch Ströme gehst, sollen sie dich nicht ersäufen. Wenn du ins Feuer gehst, wirst du nicht brennen, und die Flamme wird dich nicht versengen. Denn ich bin der HERR, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland.

Jesaja 43,1-3a

Sollte man nicht annehmen, dass der Wochenspruch zum 6. Sonntag nach Trinitatis, an dem es um das Thema Taufe geht, irgendwas mit diesem Thema zu tun hat? Hat er das wirklich, wenn man die Bibelverse im Zusammenhang liest? Hat er das nicht?

Zunächst fällt ja auf, dass Gott mit diesen Worten nicht einen einzelnen Menschen, sondern das ganze Volk Israel anspricht. Und was er sagt – vom Wasser, das nicht ertränkt, und vom Feuer, das nicht verbrennt –, sind Erinnerungen an die Geschichte Israels. Beim Durchzug durchs Schilfmeer (2. Mose 14) haben sie es erlebt, dass der Herr mit ihnen war und das Wasser stand wie eine Mauer zur Rechten und zur Linken, sodass die Ströme sie nicht ersäuften haben. Beim Feuer kann man an die Geschichte von den drei Männern im Feuerofen denken (Daniel 3). Welch ein Bild: Ein ungeheuer heiß brennendes Feuer, das natürlicherweise alles in Asche verwandelt, aber als die drei zum Tode Verurteilten befreit werden, riechen ihre Kleider nicht einmal nach Rauch. Auch die Erinnerung an die Schöpfung (1. Mose 1 und 2) und die Geschichte vom Kampf am Jabbok (1. Mose 32), wo der Erzvater Jakob mit dem neuen Namen Israel genannt wird, klingen in diesen Versen an.

Und was hat das nun alles mit der christlichen Taufe zu tun? Man könnte es vielleicht so beschreiben, dass diese Bezüge aus dem Alten Testament aufscheinen und deuten, was geschieht, wenn jemand getauft wird. Gott bleibt, der er ist, und er erweist sich als der, der er immer schon war. Er ist der Heilige Israels und nimmt in Christus durch die Taufe ganz konkret einen Menschen in den Bund seiner Gnade auf. Im Wasserbad der heiligen Taufe vollzieht sich die Rettung durch das Wasser hindurch, deren Urbild und Vorbild der Durchzug Israels durchs Schilfmeer ist. Wie Jakob ruft Gott den Getauften bei seinem neuen Namen als Gotteskind. Gott zeigt und erweist sich im Handeln der Taufe, die allein seine Tat ist, als der, der er ist, der Erlöser, der Retter, der Befreier, der nicht nur Israel aus der Sklaverei in Ägypten, sondern aus allen Todesmächten gerettet hat.

An wem Gott so gehandelt hat, der hat keinen Grund mehr, sich zu fürchten. Dass wir auch als getaufte Christenmenschen in unserem Leben „in Feuer und Wasser“ geraten (Psalm 66,12), erfahren wir. Aber da ist eben jenes Andere, das auch zu sagen ist. Ihre letzte Macht haben alle Todes- und Verderbensmächte schon verloren. „So sind wir nun mit Christus begraben durch die Taufe in den Tod...“, schreibt der Apostel Paulus (Römer 6). Welch ein großer Gedanke, dass den durch das Wasser der Taufe Geretteten in letzter Konsequenz nichts antasten kann!

Sollte das nicht auch Auswirkungen auf unser Leben haben? Ja, dass wir „Feuer und Wasser“ ausgesetzt werden, verhindert Gott nicht immer. Aber dass unsere Seelen darin verbrennen und ertrinken, schon. Und manchmal kann man es sogar sehen und spüren, dass sich die Macht der Taufe darin zeigt, dass jemand im Leid nicht zerbricht, in Schwierigkeiten nicht verzagt, durch Boshaftigkeit anderer im tiefsten Innern nicht angetastet wird. Es sind wohl diese Erfahrungen, die in einem Lied des Dichters Paul Gerhardt so in Worte gefasst werden:

Wohl dem, der einzig schauet
nach Jakobs Gott und Heil!
Wer dem sich anvertrauet,
der hat das beste Teil,
das höchste Gut erlesen,
den schönsten Schatz geliebt;
sein Herz und ganzes Wesen
bleibt ewig unbetrübt.

(ELKG² Nr. 583,3)

7. Sonntag nach Trinitatis

Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten.

Johannes 6,11

Vielleicht kennen Sie auch Darstellungen aus der christlichen Kunst, die Brote und Fische zeigen. Die ältesten davon stammen schon aus dem frühen christlichen Jahrhundert und finden sich in den römischen Katakomben. Berühmt sind auch die entsprechenden Mosaiken in Ravenna. Auch auf Postkarten zur Erstkommunion oder Konfirmation findet sich das Motiv in einer modernen Variante. Aber warum eigentlich?

Es handelt sich dabei um ein Symbol für das Heilige Abendmahl. Allerdings hat Jesus das letzte Mahl mit seinen Jüngern nicht mit Brot und Fischen gefeiert, sondern das ist ein Hinweis auf die sogenannte Speisung der 5000, als Jesus mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen 5000 Menschen satt machte. Vielleicht waren die entsprechenden Darstellungen also so etwas wie ein verborgener Hinweis auf das Abendmahl, den man nur entschlüsseln konnte, wenn man die entsprechenden Informationen hatte. Das wäre nicht ungewöhnlich in den Anfangszeiten der Kirche.

Vielleicht ist es aber auch die Erinnerung daran, dass die vielen Male, bei denen Jesus mit den Menschen Tischgemeinschaft hatte und im Falle der Speisung der 5000 auch der Gastgeber war, etwas zu tun haben mit der Feier der Eucharistie. Eucharistie heißt übrigens Danksagung. Jesus hat immer ein Dankgebet vor den Mahlzeiten gesprochen – sowohl, als er Brot und Fisch vermehrte, als auch, als er das Altar-

sakrament einsetzte. Übrigens gibt es noch eine Gemeinsamkeit zwischen beiden. Jesus hätte die fünf Brote und zwei Fische, die ein kleiner Junge ihm zur Verfügung stellte, nicht unbedingt gebraucht. Das ist ja nicht wie in der Phantasiegeschichte von Harry Potter, wo die Zauberer Essen zwar vermehren, aber nicht grundsätzlich herbeizaubern können. Jesus zaubert nicht. Was er tut, geschieht im Aufblick zu seinem Vater. Aber er bedient sich auch bei jeder Abendmahlsfeier der Gaben, die wir Menschen ihm bereitstellen, wie er die Gaben des Jungen am See Genezareth angenommen hat. Und man kann jede Eucharistie durchaus auch als ein Wunder der Vermehrung begreifen, denn was ist es anderes als ein Wunder, dass Christus gleichzeitig auf so vielen Altären der Welt gleichzeitig gegenwärtig sein kann mit seinem Leib und Blut. Wer freilich sagt, das könne ja gar nicht sein, weil Jesus nach der Himmelfahrt eben im Himmel wäre und wir uns bestenfalls zu ihm hinaufbegeben könnten in Gedanken, der hat von diesem Wunder nichts begriffen.

Am 7. Sonntag nach Trinitatis beschäftigen wir uns mit diesem Wunder des Heiligen Abendmahls. Das ist besonders für die Teile der Christenheit, die nicht das Fest Fronleichnam („Leib des Herrn“) feiern, eine wichtige Gelegenheit, sich dem Thema mal grundsätzlicher zu nähern, als es in den Gottesdiensten am Gründonnerstag, die ja immer das Vorzeichen des Leidens haben, geschieht. Die Lesungen dieses Sonntags sind wie diese Bilder mit Broten und Fischen. Hat das jetzt was mit dem Abendmahl zu tun oder nicht? Das kann man sich auch bei den Bibeltexten fragen. Ja und nein, wie diese Bilder, so würde ich es sagen. Es werden unterschiedliche Facetten des Altarsakramentes beleuchtet.

Eine davon ist die Erinnerung, dass es beim Altarsakrament um wirkliches Essen und Trinken geht und dass das etwas mit Gemeinschaft untereinander zu tun hat. In den ersten Jahrhunderten waren die Eucharistiefiern festlicher Anfangs- oder Endpunkt gemeinsamer Mahlzeiten der Christen untereinander. Das ist auch die Situation, die

zum Beispiel die Briefe von Paulus an die Gemeinde in Korinth voraussetzen.

Wir haben es als Träger von Leib und Blut Christi mit irdischer Materie zu tun, nämlich mit Brot und Wein, nicht mit irgendeiner spirituellen Substanz. Die römisch-katholische Theologie sagt, dass nur die äußerliche Gestalt von Brot und Wein übrig bleibt, während ihre Substanz verwandelt wird. Lutheraner glauben, dass das Brot Brot und gleichzeitig der Leib Christi ist und mit dem Mund empfangen wird. Genauso ist der Wein Wein und Blut Christi. Eigentlich haben wir die irdische Dimension des Essens also doch nie vergessen. Sie finden das kompliziert?

Das ist ein Grund mehr, regelmäßig und gründlich theologisch über das Abendmahl nachzudenken und es auch in Predigten zu thematisieren. Der 7. Sonntag nach Trinitatis ist eine gute Gelegenheit dafür.

8. Sonntag nach Trinitatis

Oder wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch ist und den ihr von Gott habt, und dass ihr nicht euch selbst gehört? Denn ihr seid teuer erkaufte; darum preist Gott mit eurem Leibe.

1. Korinther 6,19-20

Am 8. Sonntag nach Trinitatis geht es, in Begriffen des modernen Marketings gesprochen, um die Außenwirkung, um die werbewirksame Außenfläche der christlichen Kirche und des persönlichen Christenlebens. Salz und Licht sind da die Stichworte. Das Salz entfaltet seine Wirkung (oder auch nicht), das Licht leuchtet (oder auch nicht). Bemerkenswerterweise kann man offenbar beides verhindern, aber man kann es nicht aus eigener Kraft bewirken. Das ist einsichtig und eher allgemein. Klar: Mein Christsein, mein Glaube soll ausstrahlen auf meine Umgebung.

In diesem Bibelwort bleibt der Apostel Paulus nun allerdings nicht allgemein, sondern er wird sehr konkret. Viel näher könnte uns Gottes Wort gar nicht kommen. Denn es geht um unseren Körper. Was hat der mit dem Glauben zu tun? Ich will es einmal so formulieren: Was du mit deinem Körper anstellst, wie du mit ihm umgehst, was du in Sachen Sexualität tust – das hat Auswirkungen. In mehrfacher Hinsicht. Das Wichtigste nennt Paulus in den oben zu lesenden Versen. Gott hat dich nicht nur teilweise erlöst, sondern ganz. Unter Einsatz seines ganzen Lebens und buchstäblich in letzter Konsequenz mit seinem gequälten, sterbenden Körper am Kreuz. Christus hat seinen Leib hingegeben. Das war ein hoher Preis für deine Seele und deinen Leib.

In der Taufe wurde dieser unser Körper mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet und mit Wasser übergossen. Er ist mit Gott in Verbindung gebracht worden. Paulus sagt, er ist ein Tempel des Heiligen Geistes. Also eine Wohnung Gottes, und darum wertvoll.

Wie leicht gehen wir vom Gegenteil aus! Da wird der eigene Körper vielleicht so gering geschätzt, dass er einfach vernachlässigt wird. Manche sehen den eigenen und die Körper der anderen mitunter sogar nur als eine Quelle permanenter Versuchungen. Oder der Leib wird vielleicht aufgrund von Krankheiten und Schmerzen nur noch als eine Last wahrgenommen. Andere beschleicht beim Anblick des eigenen Körpers eher ein gewisses Unbehagen, und sie beschließen, Maßnahmen zur Selbstoptimierung zu unternehmen. Der schöne und gesunde Körper kann auch zum persönlichen Lebenssinn und damit zum Götzen werden.

In Gottes Wort lesen wir eine andere Botschaft: Dein Leib ist etwas sehr Kostbares. Du bist dafür verantwortlich. Wie du mit dir selbst umgehst, was du sexuell mit deinem Körper tust, ist nicht egal, und es ist auch nicht allein deine Sache.

Ich verstehe schon, dass viele Christen meinen, so dicht müsste die Bibel uns nicht im wahrsten Sinne des Wortes auf die Pelle rücken. Was, Sexualität hat was mit dem Christsein zu tun? Ja, hat sie. Eben wegen der Auswirkungen. Es ist eine bittere Wahrheit, dass es kaum eine effektivere Methode gibt, sein Licht als Christ nicht leuchten zu lassen, sondern es unter den Scheffel zu stellen, als sexuelle Verfehlungen. Wer sich darunter etwas Genaueres vorstellen möchte, der kann einmal den ganzen Abschnitt (1. Korinther 6,9-20) lesen und mag dabei auch wahrnehmen, dass Paulus dabei nicht nur den Bereich der Sexualität anspricht. Unseren Körper betreffen auch noch andere Dinge, zum Beispiel stoffgebundene Süchte und gieriges Verhalten.

Vielleicht hören wir in den Aussagen dieses Bibelwortes zunächst einmal die Anklagen. Vielleicht wollen wir innerlich schon Steine auf-

heben, um sie auf die Menschen zu werfen, deren Sünden uns dazu einfallen. Ich stelle mir dann vor, wie Jesus mich ansieht und schweigt und schweigend die Frage stellt: „Und du? Du hast nichts von alledem jemals getan, oder auch nur daran gedacht? Du hast es nicht laut oder leise gutgeheißen, gedeckt und damit gefördert? Du nicht?“ Was dazu führt, dass ich den Stein ganz schnell fallen lasse. „Doch Herr, ich auch.“

Und dann ist der Blick wieder frei auf das Ziel, das Gott im Auge hat. Nämlich dass wir nach allem, was wir falsch gemacht haben, auch das Richtige tun können. Dass Gott uns so verändern kann! Im Kleinen und im Großen. Unser Körper ist so wertvoll und so gut, dass wir Gott sogar damit loben können. Jede unserer Entscheidungen, was wir mit unserem Leib tun oder nicht tun, ist eine Entscheidung zum Lob Gottes. Das Licht des Glaubens kann durch so etwas Äußerliches wie unseren Körper hell leuchten. Ja, auch in dieser Hinsicht können andere Menschen unsere guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen. Welch eine Wertschätzung, die Gott uns zeigt!

9. Sonntag nach Trinitatis

Salomo betete: **So wollest du deinem Knecht ein gehorsames Herz geben, dass er dein Volk richten könne und verstehen, was gut und böse ist. Denn wer vermag dies dein mächtiges Volk zu richten?**

1. Könige 3,9

Bis zu dieser Stelle der Erzählung über König Salomo hat man fast den Eindruck, man habe es mit der alttestamentlichen Variante einer Fernsehserie zu tun, bei der es in weiten Teilen um Intrigen, Liebschaften und Gewalt geht. Die Handlung ist so weit fortgeschritten, dass Salomo mittlerweile der gesalbte König ist, der sich gegen seine Konkurrenten durchgesetzt und die Feinde seines Vaters bestraft hat, auch kann er den außenpolitischen Erfolg vorweisen, den ägyptischen Pharaos zum Schwiegervater zu haben, was nicht sehr viel hieß, denn der Pharaos hatte unzählige Töchter und Salomo unzählige Frauen. Aber immerhin.

Auch die Einflussnahme seiner Mutter Bathseba hatte nicht unmaßgeblich dazu beigetragen, dass sich Salomo als Erbe Davids durchgesetzt hat. Hinter dem ganzen menschlichen Wirrwarr entwickelt sich Gottes Heilsplan. Es ist kein Zufall, dass Salomo König wird und nicht sein älterer Bruder Adonija, auch wenn es äußerlich wirkt wie das Ergebnis eines politischen Ränkespiels.

Und nun sitzt Salomo auf dem Thron, allerdings noch nicht lange und noch nicht sehr fest. Ehrlich und bemerkenswert ist seine Liebe zu Gott und seinem Gesetz. Er bringt Gott viele Opfer dar. Da der Tempel in Jerusalem noch nicht gebaut war, fanden diese Brandopfer an zahlreichen verschiedenen Orten im Land auf den sogenannten „Höhen“ statt, das waren einfach erhöhte Kultplätze. Ein recht prominenter unter

diesen war der in Gibeon, einer Stadt, die in engem Zusammenhang mit König Saul stand und die vielleicht auch hätte Hauptstadt werden können, hätte Gott nicht Jerusalem gewählt. Das ist nun auch die Hauptstadt, aber, wie gesagt, den Tempel muss Salomo erst noch bauen.

Nach dem gemeinschaftlichen Opfer begibt Salomo sich in Gibeon zur Ruhe, und Gott erscheint ihm im Schlaf. Es ist ein bedeutungsvoller Traum, in dem Gott (Jahwe) Salomo auffordert, eine Bitte an ihn zu richten. Ein wenig etwas Märchenhaftes hat das schon. Allerdings ist Gott nicht die gute Fee, bei der man drei Wünsche frei hat, sondern es gehört zum Brauch des jüdischen Königtums, dass der neu gesalbte König eine Bitte an Gott richten darf.

Salomos Bitte lässt erahnen, was er fühlt. Das ist in der Heiligen Schrift sehr selten; über die Befindlichkeiten der Personen erfährt man fast nie etwas. Offensichtlich ist Salomo keinesfalls rundum glücklich und zuversichtlich, sondern er hat Respekt vor der Größe seiner Aufgabe. „Ich aber bin noch jung und weiß weder aus noch ein... (1. Könige 3,7) Wörtlich könnte man sogar übersetzen: „Ich bin ein kleiner Junge...“

Darum bittet Salomo um ein hörendes Herz, das unterscheiden kann zwischen nützlich und unnützlich, gut oder schlecht, richtig und falsch. Das Herz ist hier der Sitz der Gedanken und Entscheidungen.

Zur Aufgabe muss die Begabung hinzukommen. Salomo bittet um das Richtige, weil es die umfassende Fähigkeit ist, die er zum Regieren braucht. Er verliert sich nicht in einzelnen Wünschen.

Angenommen, wir wären auch in einer solchen Situation, dass wir in irgendeiner Weise Entscheidungen treffen müssten. Sei es, weil es unsere Pflicht ist und weil wir für etwas verantwortlich sind, oder auch im persönlichen Leben. Und weiter angenommen, wir wenden uns mit einer Bitte an Gott. Was sollen wir da bitten? Das Vorbild Salomos

lehrt da manches: Zum einen, dass er nicht sagt: „Gott, gib mir Reichtum!“ Oder: „Gott, mach, dass meine Feinde tot umfallen!“ Er bittet um die Fähigkeit, das Problem lösen zu können, seine Aufgabe erfüllen zu können, und nicht, entweder von der Aufgabe verschont zu werden oder dass Gott sie für ihn löst. Zum anderen findet er den gemeinsamen Nenner, den alle Bitten, die ihm vielleicht einfallen mögen, haben. Salomo schickt keinen diffusen Wunschzettel ab, sondern er formuliert seine Antwort auf Gottes Frage: Was brauchst du jetzt wirklich? Was willst du wirklich? Worum geht es dir eigentlich wirklich?

Ich bin überzeugt, dass Gott uns weitaus häufiger die Fähigkeiten verleiht, Herausforderungen zu bestehen, als dass er die Herausforderungen wegnimmt (obwohl auch das geschehen kann). Und ich glaube, dass Gott auf die Bitten um das Eigentliche, um das unbedingt für uns Nötige, immer reagiert. Manchmal schenkt er uns auch die Erfüllung einzelner Wünsche, aber das ist etwas anderes.

Vielleicht kommt Ihnen Ihr Leben ja auch wie ein einziger Wirrwarr vor, wie ein schlechter Film, bei dem Sie den Überblick über die Handlung längst verloren haben. Gott hat den Überblick nicht verloren. Es geht wohl im Leben eher um Stehgreiftheater als um ein festes Drehbuch. Keine Angst, der Regisseur weiß schon, wo er am Ende hinwill, aber er selbst und alle Mitspieler warten auf das, was Sie sagen. Also, was wollen Sie eigentlich wirklich? Sagen Sie es ihm doch wie Salomo.

10. Sonntag nach Trinitatis

Sie sind Israeliten, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und die Bundesschlüsse und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch. Gott, der da ist über allem, sei gelobt in Ewigkeit.

Römer 9,4-5

Wie viele Mitmenschen jüdischen Glaubens kennen Sie eigentlich persönlich? Ich nehme an, sofern Sie in Deutschland leben, tragischerweise vielleicht wenige bis gar keine. Und die Leute, die sie getroffen haben, als Sie vielleicht zum Schnorcheln an der israelischen Mittelmeerküste waren, fallen wohl nicht unter „persönlich kennen“.

Es ist ja gar nicht so selten, dass auch für fromme Christen das jüdische Volk in der Bibel überhaupt nichts zu tun hat mit den Juden, die heute leben. Solche Naivität kann böse Folgen haben, wie uns die Geschichte lehrt. Und je größer die Fremdheit und nebulöser die Vorstellungen dann sind, desto merkwürdiger werden die kirchlichen Verhältnissbestimmungen zur jüdischen Religion.

Am sogenannten „Israelsonntag“, dem 10. Sonntag nach Trinitatis, der eigentlich der Gedenktag der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die Römer ist, sind sie alle zu beobachten.

Da ist zum einen eine schwärmerische Affinität mancher Christen zu Israel samt einer so unbedachten Vereinnahmung jüdischer Rituale und Symbole, dass es schon übergriffig ist. Man möchte solchen frommen Menschen mit besten Absichten gerne zurufen, was der Apostel Paulus hier schreibt: „*Sie* sind Israeliten...“ – wir Christen aus den Heiden nicht. Wir sind, wie Paulus es zwei Kapitel weiter beschreibt, wie

Zweige, die einem anderen Baum aufgepfropft wurden, aber wir sind nicht der Baum und sollen auch nicht so tun, als ob (Römer 11,17-24). Bestimmte Dinge gehören uns nicht, nämlich die Zugehörigkeit zu Gottes erwähltem Volk, auch wenn gilt: „Es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Griechen; es ist über alle derselbe Herr, reich für alle, die ihn anrufen“ (Römer 10,12).

Auf der anderen Seite begegnet einem aber auch eine christliche Distanziertheit, die eigentlich nur daher kommen kann, dass man die eigene Religion als Religion neben diversen anderen religiösen Alternativen ansieht, und in dieser Logik geht einen die jüdische Religion dann eben auch nichts an.

Die dritte Merkwürdigkeit, die einem begegnen kann, ist die überheblich christliche Art, mit der, gerne auch aus Anlass des Israelsonntags, darüber philosophiert wird, wie und was und wann Gott nun eigentlich mit seinem erwählten Volk zu tun habe, der Zweig also munter über die Wurzel räsoniert, als hätte sie gar nichts mit ihm zu tun. Da frage ich mich manchmal, ob so manch eifriger Christ seine Worte in Gegenwart eines jüdischen Menschen, dem sein Glaube etwas bedeutet, auch noch in gleicher Weise wählen würde oder doch etwas vorsichtiger und respektvoller formulierte.

Von den durchaus auch vorkommenden antijudaistischen oder antisemitischen Spitzen sollte man eigentlich erst gar nicht reden müssen. Christus ist Jude „nach dem Fleisch“, also nach seiner menschlichen Abstammung. Jeder Angriff, jede Beleidigung, jede Verachtung des Judentums trifft Jesus, seine Mutter Maria, Petrus und Paulus...

Aber wie sollen wir denn dann das Verhältnis von Kirche und Synagoge bestimmen? Erst einmal mit der Haltung, die Paulus hier an den Tag legt. Er schreibt, er würde gerne die Ewigkeit verflucht und von Gott getrennt verbringen, wenn dadurch sein jüdisches Volk zum Glauben an Jesus kommen würde (Römer 9,1-3). So wichtig ist es in der Regel dann selbst denen nicht, die ansonsten viel zum Thema Israel

zu sagen haben. Wenn wir uns Paulus zum Vorbild nehmen, dann heißt es auch, wie er zu erklären und zu begründen, warum das Gesetz, die Bundesschlüsse, die Väter und die Verheißungen auch den Christen etwas zu sagen haben. Denn das tut Paulus ja, wenn er über das Gesetz redet (Römer 7) oder über Abraham (Römer 4). Dass sich bis heute bis auf wenige Ausnahmen die jüdischen Ausleger der Heiligen Schrift dieser christlichen Auslegung nicht anschließen und auch nicht Jesus in den Messiasverheißungen erkennen können, darf man nicht vorschnell übergehen. Es sollte uns mit dem gleichen Schmerz erfüllen, den Paulus deshalb fühlte.

Gleichzeitig werden Christen allen Menschen, auch dem Volk Israel, das Zeugnis ihres Glaubens an Jesus als den Sohn Gottes und Retter der Welt nicht verschweigen. So wie Paulus es gemacht hat. Das tut die Kirche allerdings durch ihre pure Existenz und den Gebrauch der hebräischen Bibel als Altes Testament ohnehin gegenüber dem Judentum, selbst wenn sie das gar nicht wollte.

Wie Gott sein Volk letzten Endes führt, wissen wir schlicht nicht. Paulus schreibt, dass ganz Israel errettet werden wird (Römer 11,26), und er kann sich nicht vorstellen, dass diese Rettung an Christus vorbei geschehen könnte (Römer 10,9). Aber das „Wie“ und „Wann“ haben wir Gottes Willen zu überlassen. Wir sind es nicht, die ihm die Bedingungen dafür diktieren könnten.

Immer wieder wird diskutiert, ob man dafür im Gottesdienst beten soll. Ich denke, nur die Entfremdung und Distanzierung kann eine solche Frage stellen. Für meine Freunde bete ich und muss doch oft genug lernen, dass ich es Gott zu überlassen habe, wie er in ihrem Leben wirkt. Manchmal stehe ich auch einfach schweigend an ihrer Seite und halte ihre Trauer und ihren Schmerz mit aus. Warum sollte ich das für das jüdische Volk mit anderen Christen gemeinsam nicht auch tun? Gerade am Israelsonntag.

11. Sonntag nach Trinitatis

Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade.

1. Petrus 5,5b

Der Wochenspruch zum 11. Sonntag nach Trinitatis hat mich sehr nachdenklich gemacht. In allen biblischen Lesungen dieses Tages geht es um Gnade – und um Hochmut oder Demut. Bedeutet das also doch, dass Gottes Gnade nicht „allein“ gilt, sondern dass es sie ohne die zuvor erfüllte Bedingung der menschlichen Demut nicht gibt?

Hat Gott Gefallen daran, wenn sich ein Mensch vor ihm und anderen demütigt? Immer wieder? Und wie oft denn überhaupt? Damit ihm vielleicht irgendwann sowohl Gott als auch die Menschen wieder gnädig sind. Oder vielleicht auch nicht.

Wie kann man so etwas von einem Gott, der die Liebe ist, auch nur ansatzweise denken? Schon als Mensch erträgt man es ja kaum, einem geliebten Menschen, der sich wegen seiner Schuld selbst erniedrigt oder gedemütigt wird, dabei zuzusehen.

Nicht wahr, der barmherzige Vater im Gleichnis Jesu ist seinem Sohn doch entgegengelauften und hat ihn in die Arme genommen, noch bevor der auch nur einen Satz der Reue gesagt hat. Dem älteren Bruder wäre es vielleicht ganz recht gewesen, den Missetäter noch ein bisschen länger leiden zu lassen, ihn vor allen zu erniedrigen und immer wieder an seine Schuld zu erinnern. Der Vater handelt anders. Gott handelt anders.

Es ist nämlich genau andersherum. Ja, wie im Gleichnis Jesu vom Pharisäer und von Zöllner hört sich Gott das nötige Eingeständnis unserer

Schuld wohl an, und dabei würde er den armen Sünder, der sich da nur von ferne herumdrückt, wahrscheinlich am liebsten in die Arme nehmen. Gott liebt den, der um Verzeihung bittet, schon während er das tut, und er möchte nichts mehr, als dass dieser die Vergebung dann auch glauben kann. Denn am Ende ist es diese überwältigende Erfahrung der Gnade und Vergebung, die einen Menschen wirklich von Herzen demütig macht. Solange man noch an einem letzten Rest Hochmut festhält und seine eigene Schuld nicht loslässt, sondern mal mindestens nach eigenem Maß ihre Schwere abwägt und sich selbst eine angemessene Buße auferlegt, ist man nicht wirklich demütig. Das „Allein-aus-Gnade“ ist eines der schwierigsten Stücke im christlichen Glauben. Der Sünder, der sich dem barmherzigen Gott mit seinem Schuldbekenntnis in die Arme wirft, der wird wohl demütig. Aber nicht, weil er gedemütigt wird, sondern weil er von Gottes Freispruch überwältigt ist und weil dieser Freispruch Zukunft eröffnet.

12. Sonntag nach Trinitatis

Er heilt, die zerbrochenen Herzens sind, und verbindet ihre Wunden. Er zählt die Sterne und nennt sie alle mit Namen. Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und unermesslich ist seine Weisheit.

Psalm 147,3-5

Weißt du, wieviel Sternlein stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
weit hin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
dass ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl,
an der ganzen großen Zahl.

(ELKG² Nr. 747,1)

Ich gehe mal davon aus, dass Sie dieses Kinderlied kennen. Die völlig prosaische Antwort auf die gestellte Frage ist übrigens: etwa 6500. So viele Sterne kann der Mensch mit bloßem Auge erkennen am nächtlichen Himmel, wie ein offensichtlich gänzlich unromantischer Zeitgenosse herausgefunden hat. (In Städten wegen der Lichtverschmutzung deutlich weniger.)

In Wahrheit kennt natürlich niemand die korrekte Anzahl, und je mehr wir über das Werden und Vergehen von Sternen wissen, desto irrealer erscheint uns die Möglichkeit, hier sichere Aussagen zu machen. Es ist ja auch nicht so, dass Gott so etwas wie ein pedantischer Buchhalter ist, der sinnloserweise Sterne und Wolken zählt, wie der Schriftsteller Tucholsky meinte, auch wenn Gott tatsächlich die Zahl der Sterne und

auch der Wolken (Hiob 38,37) kennt. Dass Zählen übrigens kein müßiger Zeitvertreib ist, sondern sehr real etwas mit Macht zu tun hat, ahnt jeder, der etwas von der Freude am Zählen und Dokumentieren der Ergebnisse ahnt, die in Diktaturen herrscht. Zählappelle und minutiöse Geheimdienstakten könnte man da nennen, sogar Verbrechen beginnen oft mit der Feststellung der Zahl möglicher Opfer. Auch die Bibel sagt, dass das Zählen im eigentlichen Sinne ein Herrschaftsakt ist, der nur Gott allein zukommt. So reagiert Gott zum Beispiel sehr ärgerlich, als der König David auf die Idee kommt, eine Volkszählung zu veranstalten (2. Samuel 24).

Dass also Gott und nur er allein die Zahl von Wolken und Sternen kennt, ist ein Zeichen, dass er wirklich groß und von unermesslicher Kraft und Weisheit ist. Aber woher kann der Mensch das Vertrauen haben, dass sich diese Macht nicht gegen ihn richten wird?

Das oben zitierte Kinderlied, das von dem Pfarrer Wilhelm Hey (1789–1854) im Jahr 1837 veröffentlicht wurde, möchte ja den Kindern nicht etwa Angst machen, sondern sie zu der Gewissheit führen: „...kennt auch dich und hat dich lieb.“

Nun fällt es kleinen Kindern, die sich Gott oft als die einfach nur größere und bessere Variante der sowieso großen Erwachsenen vorstellen, ja vielleicht noch leichter, diesen Gedanken gelten zu lassen. Aber irgendwann steigt ja dann vielleicht doch die Überlegung aus dem Herzen auf, ob es denn wirklich möglich sein kann, dass Gott unter allen Gebeten, die gerade jetzt gleichzeitig zu ihm dringen, ausgerechnet auch mein Gebet hört, dass er wirklich mehrere Milliarden Menschen kennt, jeden einzelnen dieser unvorstellbaren Zahl ins Dasein gerufen hat und abgesehen davon auch die Kräfte der Natur unablässig lenkt. Ist das wahr? Und warum sollte Gott etwas an mir und meinem Schicksal liegen?

Das fragen sich Menschen oft vor allem dann, wenn sie mit Leid, Krankheit und persönlichen Problemen zu tun haben. Solange alles so

einigermaßen läuft, ist der Gedanke an den „Herrn, der alles so herrlich regieret“ einigermaßen gut zu haben. Ich glaube aber, dass es kein Zufall ist, dass dieser große Gott in den obenstehenden Bibelworten mit gebrochenen Herzen und Wunden in Verbindung gebracht und zusammengedacht wird. Besonders wichtig ist mir das Bild von der Wundversorgung, vom Verbinden. Ein Verband kann lebensrettend sein, um eine Blutung zu stillen. Er kann aber auch dazu da sein, eine Wunde vor Verunreinigungen zu schützen, und den langsamen Heilungsprozess unterstützen. Wie oft denken wir beim Thema Heilung an ein kurzfristiges Eingreifen Gottes, dabei sind doch auch die langen Heilungswege, die er bei körperlichen und seelischen Krankheiten mit uns geht, nicht weniger wunderbar.

Ich glaube, dass Christus beides tut: er steht hinter den kleinen Schritten der Genesung und er steht wie ein Ersthelfer und Notfallseelsorger mitten in der Katastrophe bei dem Menschen, dessen Herz gerade bricht und der blutet aus unzähligen Wunden. Dieser allmächtige Gott kennt und liebt uns auch dann, *gerade* dann.

„Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann...“, so hat es Paul Gerhardt gedichtet, und das ist wahr.

13. Sonntag nach Trinitatis

Da sprach der HERR zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

1. Mose 4,9

Ist das nicht ein interessantes Detail in dieser bekannten Geschichte vom Brudermord auf den ersten Seiten der Bibel? Natürlich weiß Kain, wo Abel ist, nämlich tot auf dem Felde, wo er ihn selbst erschlagen hat. Ich wüsste gerne, warum er Gott trotzdem so frech anlügt. Und noch lieber wüsste ich, warum Gott ihn das überhaupt fragt, denn der weiß ja erst recht, was geschehen ist.

Bekommt Kain vielleicht eine Chance, von sich aus zu gestehen, was er getan hat? Jedenfalls erzählt uns die Bibel hier von einer typisch menschlichen Haltung. Und die heißt: Ich weiß nicht.

Keine Ahnung. Ich will es auch gar nicht wissen. Wenn ich es nicht zugebe, ist es auch nicht passiert. Darüber will ich lieber nicht mehr nachdenken. Manchmal ist es besser, nicht so genau hinzusehen. Das vergessen wir lieber ganz schnell. Kurz gesagt: Ich weiß nicht.

In Wahrheit weiß Kain es, und in Wahrheit wissen auch wir sehr genau, um was es geht, wenn Gott uns fragt. Und der fragt tatsächlich. Zum Beispiel: Was ist mit dem Menschen, der dein Nächster sein sollte und den du wieder und wieder verletzt? Warum hast du weggeschaut, als dir das menschliche Elend zu nahe gekommen ist? Warum bist du feige abgehauen, statt dich deiner Verantwortung zu stellen? Warum tust du nichts, obwohl du helfen könntest? Und die Antwort ist: Ich weiß nicht.

Auch Kain wird von Gott gefragt: Was hast du getan? An uns lautet die Frage vielleicht häufig auch: Was hast du *nicht* getan? Gutes unterlassen kann genauso falsch sein wie Böses tun.

Tröstlich finde ich an dieser Geschichte, dass Gott versucht, mit Kain zu reden. Er ist kein wütender, Blitze schleudernder Götze, der kommentarlos straft. Er redet. Das ist das Einfallstor der Gnade. Wir haben die Chance, zu bekennen, was wir getan und was wir unterlassen haben, wir können Gottes Vergebung suchen.

Und sie zugesprochen bekommen. Nur eins geht dabei nicht. Zu sagen: Ich weiß nicht.

Was für ein wichtiges Detail.

14. Sonntag nach Trinitatis

Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch.

1. Thessalonicher 5,16

Ganz offensichtlich hatte der Apostel Paulus noch nicht verinnerlicht, was sich dank der modernen Kommunikationstheorie mittlerweile herumgesprochen hat. Ich meine den guten Rat, dass man, besonders im Konfliktfall, besser auf Worte wie „alles, nie, immer, jeder, keiner“ verzichten sollte. Nehmen Sie den berühmten Sketch von Lorient als Beispiel: „Immer ist das Frühstücksei zu hart.“ Damit ist das Gespräch zu Ende, bevor es begonnen hat.

Allerdings hatte Paulus keinen Konflikt mit der Gemeinde in Thessalonich, ganz im Gegenteil. Vielleicht schreibt er deshalb einfach ungezwungen noch einige Ermahnungen ans Ende seines Briefes, vielleicht sind es sogar geprägte Formulierungen, die der Gemeinde aus dem Gottesdienst bekannt waren.

Und trotzdem: Allezeit? Ohne Unterlass? In allen Dingen? Wie soll das denn gehen? Das hört sich doch sehr pauschal und darum überfordernd an. Und dabei meine ich nicht einen so banalen Einwand wie den, man könne doch nicht dauernd nur beten, schließlich hätte man ja auch noch etwas anderes zu tun. Ich denke, da kommt es drauf an, ob es wirklich um etwas geht. Wer einmal selbst erlebt hat, wie man um das Leben eines geliebten Menschen unaufhörlich flehen und bitten kann, oder in anderer Not, wenn die wohlgesetzten „Lobgesänge inmitten der Nacht“ zum nackten Hilfescrei werden, der weiß schon, was „ohne Unterlass

beten“ bedeutet. Dann wird das Gebet wie ein Kontrapunkt des gesamten Alltags: unablässig, unaufhörlich, pausenlos.

Wenn das also beim Gebet möglich ist, müsste es nicht auch so sein, wenn Gott dann ein solches Gebet erhört hat? Dann wäre doch die Dankbarkeit sicher so groß wie die Angst vorher. Im Evangelium dieses Sonntags von den zehn Aussätzigen, die es nach ihrer Heilung fast alle am Dank fehlen lassen, können wir sehen, dass das so einfach nicht ist.

Da weiß ich leider, wovon ich rede. Mir fallen im Rückblick gleich mehrere wirklich gefährliche oder schier aussichtslose Situationen ein, in denen ich zu Gott für mich und für andere um Hilfe gefleht habe. Manchmal stand es 50 zu 50 für die Wahrscheinlichkeit eines guten Endes, und manchmal war die Wahrscheinlichkeit deutlich geringer. Aber habe ich im gleichen Maße auch für das immer wieder überwältigende Eingreifen Gottes gedankt? Vielleicht im ersten Moment – aber wie lange hat die Dankbarkeit angehalten?

Kein Leben als Christ ist ein ständiger Weg von Gebetserhörung zu Gebetserhörung, von Wunder zu Wunder. Was ist mit meiner Dankbarkeit, wenn es grade ganz anders aussieht und ich unzufrieden, traurig oder verzweifelt bin? Meine Neigung, wirklich „in allen Dingen“ dankbar zu sein, ist nicht besonders groß. Zu Gefühlen kann man sich nicht zwingen, aber Haltungen kann man einüben. Wie wäre es, wenn ich trotz meiner trüben Stimmung wenigstens für das danke, was trotz allem an Gutem da ist. Oder wenn ich mal anfangen, konkret für einen anderen Menschen zu danken?

Leider fallen mir sofort Christen ein, bei denen der Satz „Ich habe heute ja so viel zu danken“ zur Standardfloskel geworden ist und die eher verkrampftes Bemühen als wirkliche Freude verbreiten. Die Gegenbeispiele gibt es aber auch. Ich denke dabei an eine alte Diakonisse, die so viel Freude und Dankbarkeit ausstrahlte, dass man automatisch gute Laune bekam in ihrer Gegenwart. Sie sagte oft: „Sprich von deinen Problemen grundsätzlich immer als von solchen, die der Herr bestimmt

lösen wird. Im Grunde kannst du ihm schon mal gleich für seine Hilfe danken.“ Diejenige, die das sagte, hat er jedenfalls nie im Stich gelassen. Ich glaube, ich höre mal auf sie. Und auf Paulus: „Seid allezeit fröhlich! Betet ohne Unterlass! Seid dankbar in allen Dingen.“

15. Sonntag nach Trinitatis

Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen.

Matthäus 6,34

Neulich sah ich eine Postkarte, auf der sinngemäß stand: „Hör auf, dir Sorgen zu machen. 90 Prozent dessen, weshalb wir uns sorgen, tritt sowieso nie ein. Und um die restlichen 10 Prozent kannst du dich kümmern, wenn es dran ist.“

Jemand wie ich, der sehr gut darin ist, sich ständig um alles Sorgen zu machen und grundsätzlich vom Schlimmsten auszugehen, hat da wahrscheinlich eine noch bessere Bilanz. Ich Sorge mich so gründlich, dass bei mir höchstens zwei Prozent der erwarteten Katastrophen eintreten, mehr ist wahrscheinlich rein statistisch gar nicht möglich. Andererseits gilt natürlich auch, dass, wenn bei den eintretenden 10 Prozent etwas wirklich ganz Schlimmes dabei ist, es auch keinen Trost bedeutet, dass immerhin die anderen 90 Prozent der Befürchtungen nicht eingetreten sind.

Wer für andere zu sorgen hat, kommt nicht umhin, Vorsorge zu betreiben, auch im kleinen Maßstab. Eine Mutter von mehreren Kindern denkt besser an neue Winterschuhe, bevor es kalt wird. Vielleicht erfüllt sie, wenn alle Stiefel gekauft sind, sogar ein bisschen ein Gefühl wie den reichen Kornbauern im Gleichnis Jesu: „Habe nun Ruhe liebe Seele, du hast einen Vorrat für viele Jahre...“ (Lukas 12,19) – na ja, okay, bis die Kinder nächstes Frühjahr neue Schuhe brauchen und das Ganze von vorne losgeht.

Es wäre zum Beispiel auch sträflicher Leichtsinns zu denken: Ich mach mir keine Sorgen, also mach ich auch keine Vorsorgeuntersuchung.

Besser wäre: Mach gewissenhaft alle Vorsorgeuntersuchungen, aber mach dir nicht zu viele Sorgen. Ob man nämlich Vorsorge trifft oder sich im Voraus Sorgen macht, ist der Unterschied, um den es geht. Klar plane ich etwas, aber ob und wie es stattfindet, sehen wir dann eben morgen.

Manche Leute macht das wahnsinnig, weil sie hassen, wenn etwas Unvorhergesehenes passiert. Ich persönlich beziehe nie das Gästebett mit frischer Bettwäsche, bevor die Gäste nicht gemeldet haben, dass sie wirklich auf dem Weg zu uns sind. Immerhin weiß ich, dass das nicht die beste Strategie ist. Andere resignieren und planen gar nichts mehr, weshalb dann nicht nur vielleicht, sondern ganz sicher nichts stattfindet. Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, und die hat Jesus gemeint: Plane und bereite vor, soviel an dir liegt. Aber dann lass los und schau, ob der morgige Tag nicht vielleicht doch für das Seine sorgt. Es sorgt übrigens natürlich nicht der Tag, sondern Gott. In jüdischer Redeweise redet man oft so von Gott, ohne ihn direkt zu nennen.

Damit sind wir beim Kern der Sache: Vertrauen. Die Wahrscheinlichkeit, einem Haiangriff zum Opfer zu fallen oder von einer Kokosnuss erschlagen zu werden, ist auch verschwindend gering. Aber wenn du derjenige bist, dem das passiert, bist du trotzdem tot. „Mach dir keine Sorgen, wird schon...“ bringt in solchen Fällen gar nichts.

Das hat Jesus auch nicht gemeint, als er von den Blumen und Vögeln sprach, für die Gott sorgt. Wobei uns ja (weitere wichtige Lektion) mittlerweile zum Glück auch die naive Vorstellung abhanden kommt, man müsse bei irgendetwas „nur der Natur ihren Lauf lassen“. Das hat Jesus auch nicht gemeint. Die Natur an sich bzw. die Schöpfung nach dem Sündenfall beinhaltet auch in für Menschen gefährliche Richtungen mutierende Viren und eine Menge anderer Katastrophen. Blumen blühen und Vögel leben nur so lange, bis die ihnen von Gott gesetzte Lebensspanne erreicht ist. Aber wann die erreicht ist und was sie bis dahin brauchen, das weiß Gott, und dafür sorgt er. Auch bei uns.

Nichts, aber auch gar nichts geschieht ohne seinen Willen. Er ist der allmächtige Schöpfer und Erhalter. Wo aber Christen das nicht mehr glauben und verkündigen, wo sie nicht bezeugen, dass Gott „Wolken, Luft und Winden gibt Wege Lauf und Bahn“, da muss man sich nicht wundern, dass das Vertrauen, dass dieser Gott „auch Wege findet, da dein Fuß gehen kann“, schwächer wird.

Gott sitzt eben ganz oder gar nicht „im Regimente“. Aber wer das glaubt und darauf vertraut, dass es so ist, dem kann die Angst nicht das Herz abdrücken. Der ist frei, alles Nötige zu tun für morgen. Denn Gott ist auch morgen da.

16. Sonntag nach Trinitatis

Der Herr verstößt nicht ewig; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner Güte.

Klagelieder 3,31

„Ich fühle mich wie lebendig begraben!“ Was erlebt ein Mensch, der solch einen Satz sagt? Im Buch der Klagelieder des Jeremia fasst ein solcher Mensch seine Erfahrung in Worte: „Er (Gott) hat mich geführt und gehen lassen in die Finsternis und nicht ins Licht.“ – „Er hat mich ringsum eingeschlossen und mich mit Bitternis und Mühsal umgeben. Er hat mich in Finsternis versetzt wie die, die längst tot sind. Er hat mich ummauert, dass ich nicht herauskann...“ – „Er hat mich auf Kiesel beißen lassen, er drückt mich nieder in die Asche.“ (Klagelieder 3,2.5-7.16)

Lebendig begraben: eingemauert, in der Finsternis eingeschlossen, am Ende des Weges in der Dunkelheit gelandet, auf Granit gebissen. Und was das Schlimmste an dieser Klage ist, die wir hier aus Gottes Wort lesen, ist, dass es Gott war, der all das getan hat. Er hat den Klagenden geführt, das ganz sicher. Aber eben nicht ins Licht, sondern in die Finsternis.

Und das bleibt hier dann auch so stehen. Kein einziger Versuch, Gott zu entschuldigen oder der Situation etwas Positives abzugewinnen. Das wäre wohl auch zu viel verlangt.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis geht es um das Thema „Auferstehung“. Vielleicht ist damit die Frage angesprochen, was für Auswirkungen die Auferstehung Christi für unser Leben hat. Konkret: was kann ein Mensch hoffen, der sich so lebendig begraben fühlt? Wird es für ihn Auferstehung geben in seinem Leben, aus seiner Situation?

Wie ein Lichtstrahl in das Gefängnis der Verzweiflung fällt dann doch ein Gedanke der Hoffnung. Ein, wie ich finde, sehr nüchterner Gedanke. Da ist einmal die Anerkennung der Tatsache, dass Gott auch die, die an ihn glauben und zu ihm beten, manchmal betrübt. Dass er ihre Traurigkeit mindestens in Kauf nimmt. Aber, und das ist das Zuversichtliche, es wird nicht auf ewig so bleiben. Gott wird sich erbarmen, weil er gütig ist; weil er gut ist und es gut meint.

Als Christus am Abend des Karfreitags ins Grab gelegt wurde – wohl-gemerkt nicht lebendig begraben, sondern wirklich tot – , da dachten seine Jünger wahrscheinlich nicht an die Verheißung der Auferweckung am dritten Tage. Da herrschten Finsternis, abgebrochene Wege und Bitterkeit.

Wer in seinem Leben schon der dunklen und verborgenen Seite Gottes begegnet ist und weiß, in welche Bitterkeit und Verzweiflung der Weg mit ihm gehen kann, der weiß, wovon die Rede ist.

Aber haben nicht dieselben Menschen, die Gott jenseits des eigentlich Erträglichen erfahren haben, oft auch die wunderbare Wende ihrer Situation erlebt und können bezeugen, dass Gott gütig ist und sich erbarmt? Es gibt auch den persönlichen „dritten Tag“ – oft sogar schon in diesem Leben, manchmal erst im ewigen Leben. Aber er kommt.

Gott verstößt nicht ewig. Welch eine Hoffnung haben wir!

17. Sonntag nach Trinitatis

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

1. Johannes 5,4c

Der Wochenspruch zu diesem Sonntag wirft aus meiner Sicht ein paar Fragen auf. Was ist hier mit „Sieg“ gemeint? Und was ist die „Welt“, die durch den Glauben besiegt und überwunden werden soll? Und warum ist das überhaupt nötig? Kann mein kleiner Glaube denn überhaupt irgendwas besiegen? Und hat nicht Christus gesagt, er habe die Welt überwunden? Wieso muss ich sie nochmal überwinden?

Fangen wir mal beim letzten Gedanken an. Es heißt im Johannes-evangelium tatsächlich: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ (Johannes 16,33) Liest man die Bibelstelle im 1. Johannesbrief, stellt man fest, dass es da überhaupt nicht darum geht, als Christ alleine irgendeinen Sieg zu erringen – jedenfalls nicht aus den eigenen Möglichkeiten heraus. Wir haben es hier ja auch nur mit einem Teilvers zu tun (deshalb steht ein keines c bei der Bibelstellenangabe). Der Satz geht eigentlich so los: „Denn alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt...“ Und der nächste Satz heißt: „Wer ist es aber, der die Welt überwindet, wenn nicht der, der da glaubt, dass Jesus Gottes Sohn ist?“ Ach, so einfach ist das? Ja und nein. Es reicht tatsächlich der Glaube, dass Jesus Gottes Sohn ist. Glauben ist aber ein Beziehungsgeschehen. Dieser Glaube ist eine Beziehung zu Jesus. Und die stellt den Christen in einen neuen Lebenszusammenhang. Natürlich nicht außerhalb der Grenzen des Menschseins in dieser Schöpfung, so ist das mit der Welt nicht gemeint.

Aber der Lebenszusammenhang in der ursprünglich guten Schöpfung ist, vereinfacht gesagt, verkehrt geworden, weil und wo die „Welt“ Gott nicht erkennt, nicht an ihn glaubt und eigenen Regeln folgt. Deshalb geht es in diesem Abschnitt des Johannesbriefes auch darum, dass das Halten der Gebote Gottes Liebe zu Gott ist. Man könnte es so ausdrücken, dass wir als Glaubende in einem Beziehungsrahmen mit Gott leben, der durch seine Maßstäbe und Regeln geprägt ist. Im 1. Johannesbrief wird das Glaubensleben nun beschrieben wie ein Kampf. Die „Welt“ befindet sich sozusagen im Kampfmodus, sie will den Glaubenden aus der Beziehung zu Jesus lösen, ihn zurückziehen, es ihm schwer machen – es besteht jedenfalls immer die Gefahr, dass sie das tut. Aber eigentlich kämpft dagegen nicht der Christ allein, sondern Christus kämpft in ihm und für ihn, und der Christ kämpft in Christus, er überwindet das, was ihn aus der Beziehung mit Jesus wegziehen will.

Neulich las ich, wie jemand in einem Interview sagte: „Das christliche Leben ist kein Ponyhof.“ Das stimmt wohl. Wir sind es bloß nicht mehr gewohnt, solche Worte wie „Sieg“ oder „Überwindung“ zu gebrauchen. Das liegt daran, dass es immer auch Verlierer gibt, wo es Sieger gibt. Deshalb reden wir heute eher von Wettbewerben oder Wettspielen, wo es allenfalls Gewinner, aber keine Sieger gibt, und idealerweise nicht einmal das. Nur, der Glaube an Christus versetzt uns eben nicht auf einen geistlichen „Ponyhof“, sondern eher in eine Kampfarena, und das, was im 1. Johannesbrief als „Welt“ bezeichnet wird, hat ein Interesse daran, uns zu Verlierern zu machen. Verlieren würde bedeuten, den Glauben loslassen, die Beziehung zu Jesus aufkündigen.

Allerdings ist schon klar, dass das, was uns aus unserem Glaubensleben rausziehen will, nur noch Rückzugsgefechte führt. Jeus hat es schon besiegt, als er am Kreuz starb. Trotzdem lassen wir uns immer wieder auf die kleinen Ringkämpfe damit ein oder werden in sie verwickelt. Dann hilft dreierlei: Erstens der Gedanke, dass man sich mit etwas herumschlägt, das schon verloren hat und darum umso verbissener

angreift. Zweitens: Schön in Deckung hinter dem Sieger bleiben, ganz dicht an Jesus dranbleiben. Drittens: Sich von Jesus wieder aufhelfen lassen, wenn einen doch wieder ein Treffer erwischt hat; sofort zu ihm zurückfliehen.

Wir kämpfen nicht allein, ja mehr noch, da kämpft einer für uns. Martin Luther hat diese Gedanken in sehr schöne Worte gefasst:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren,
es streit' für uns der rechte Mann,
den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ...“
(ELKG², Nr. 527,2)

18. Sonntag nach Trinitatis

So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber.

Jakobus 2,17

Ich finde es wirklich mutig, dass dieser Abschnitt aus dem Jakobusbrief (Jakobus 2,14-26) auch ein möglicher Predigttext für den 18. Sonntag nach Trinitatis, an dem die Gebote Gottes das Thema sind, ist. Biblische Texte, die uns sperrig erscheinen, bleiben ja Gottes Wort, selbst wenn man sie verschweigt oder ignoriert. Es rächt sich auch, wenn man Gottes Wort ignoriert.

Also darf man gespannt sein, wie sich die evangelische Christenheit abarbeitet, um diesen Abschnitt der Heiligen Schrift zu verstehen. Den einen wird es vielleicht ganz beklommen, und sie fragen sich, ob Luther mit seinem „Allein durch den Glauben“ vielleicht geirrt hat. Für andere mag es eine willkommene Steilvorlage sein, der tätigen Nächstenliebe der Gemeindeglieder endlich mal auf die Sprünge zu helfen. Was dann angeregt wird an guten Taten, dürfte wohl eine gewisse Zufälligkeit besitzen. Es endet jedenfalls hoffentlich nicht damit, dass landauf und landab Predigthörer mit dem Gefühl allein gelassen werden, sie müssten gefälligst endlich mehr tun, um in den Himmel zu kommen. Oder vielleicht auch nicht, um in den Himmel zu kommen, sondern aus gesellschaftspolitischen Gründen.

Aber ist das wirklich gemeint? Luther hat sich das mit der Gerechtigkeit aus Glauben ja nicht einfach ausgedacht, sondern beim Apostel Paulus gelesen, im Römerbrief. Wenn man davon ausgeht, dass sich die Bibel an so einer zentralen Stelle nicht widerspricht, muss es eine Lösung geben. Eine heute theologisch sehr beliebte Lösung ist: ganz viel

Gnade und ein paar ganz klitzekleine Werke, nur so zur Sicherheit. Das ist auch ökumenisch so schön anschlussfähig. Aber: allein aus Gnade bedeutet allein aus Gnade.

Vielleicht versuchen wir mal, uns klar zu machen, was Jakobus hier sagt. Was ist ein toter Glaube? Man könnte vielleicht sagen, ein unfruchtbarer Glaube. Bilder und Vergleiche hinken immer irgendwo, aber ich versuche es trotzdem mal: ein Weihnachtsbaum zum Beispiel. Also vorausgesetzt, er wurde abgehackt und steht nun in einem Weihnachtsbaumständer. Es ist unzweifelhaft immer noch ein Baum. An diesem Baum hängen rote Glaskugeln. Sind die auf dem Baum gewachsen? Nein, natürlich nicht. Ein toter Baum bringt nichts hervor, man kann nur von außen etwas an ihn dranhängen. Aha, würde jetzt Jakobus sagen: „Sag ich doch!“ Wenn da ein Baum ist, an dem keine Früchte wachsen, sehe ich, dass der Baum tot ist. Wenn aus deinem Glauben keine Taten folgen, sehe ich, dass mit deinem Glauben was nicht stimmt. Offensichtlich ist dein Vertrauen, deine Beziehung zu Gott unterbrochen, gekappt worden. Nun ist dein Glaube nur noch ein Wissen um Glaubenstatsachen (Jakobus 2,19), die für dich gar keine wirkliche Bedeutung haben, und darum hat er auch keine Folgen.

An dieser Stelle schaltet sich Paulus ein und sagt: „Habe ich je etwas anderes behauptet? In Christus gilt der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.“ (Galater 5,6) Aber erstmal muss der Glaube da sein; es braucht den lebendigen Baum, damit was an ihm wächst. Und da darf man nicht die Reihenfolge verwechseln. Die Beziehung zu Gott entsteht nicht, indem ich zuerst etwas tue, sondern die Beziehung zu Gott schafft Gott von sich aus, er allein. Der Mensch ist tot, weil er ein Sünder ist. Ein Toter kann sich nicht bekehren, er kann nichts begreifen und auch keinen guten Vorsatz fassen, denn er ist ja tot. Aber dann kommt Gott, haucht dem Toten seinen lebensspendenden Geist ein, bewässert ihn mit dem Wasser der Taufe und führt ihm kontinuierlich Nährstoffe zu durch das Heilige Abendmahl. Und siehe da, wer an Christus glaubt, ist ein lebendiger Baum, und weil er so schön alles Notwendige von Gott

bekommt, fängt er an, Früchte zu bringen – scheinbar ganz von selbst. Der Glaube ist fruchtbar, und überall sprießen gute Werke. So herum ist es richtig.

Es handelt sich gar nicht um einen Widerspruch, wenn man die Reihenfolge beachtet. Natürlich hat der Glaube gute Werke bei sich. Aber er verlässt sich nicht darauf. Denn was vor Gott zählt, sind nicht die guten Werke, sondern der Glaube. *Allein* der Glaube.

19. Sonntag nach Trinitatis

**Herr, davon lebt man und allein darin liegt meines Lebens Kraft:
Du lässt mich genesen und am Leben bleiben.**

Jesaja 38,16

Was ist eigentlich das Thema an diesem 19. Sonntag nach Trinitatis? In der Regel erkennt man das ja an den Lesungen, die im Gottesdienst vorkommen. Und da denkt man auf den ersten Blick vielleicht: Schwer zu sagen, um was es heute geht. Verschiedene Stichwörter scheinen auf: Schuld und Sünde, Vergebung, Erneuerung, Wunder, Heilung, Gebet... Das liegt nicht daran, dass das Kirchenjahr langsam in die Zielgerade einbiegt und nun alles noch schnell Erwähnung finden muss, was auch noch zu sagen wäre. Nein, das ist es nicht, sondern die genannten Stichwörter haben alle etwas miteinander zu tun.

Wenn einem Menschen widerfährt, was der König Hiskia (aus dessen Gebet nach seiner Genesung von schwerer Krankheit der obenstehende Bibelvers stammt) ertragen musste, dann geht es um alle diese Fragen: Schuld, Heilung, Vergebung, Erneuerung, Wunder, Gebet. Hiskia wurde durch den Propheten Jesaja angekündigt: „So spricht der Herr: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.“ (Jesaja 38,1) Auch heute ist es nicht jedem Arzt gegeben, Schockdiagnosen dem Patienten sensibel zu vermitteln. Wenn es allerdings so steht, dass jemand wirklich todkrank ist, wie es von Hiskia berichtet wird, dann bleibt manchmal einfach auch nichts anderes als die ungeschönte Wahrheit übrig. Und wie reagierte nun der König? „Da wandte Hiskia sein Angesicht zur Wand und bete zum HERRN... Und Hiskia weinte sehr.“ (Jesaja 38,2-3) Rückzug, Verzweiflung, Angst, flehentliches Beten. Und das Großartige ist: Gott reagiert! „Ich habe

dein Gebet gehört und deine Tränen gesehen.“ (Vers 5) Gott gewährt Hiskia weitere 15 Jahre auf dieser Erde. Der König wird gesund.

Besonders spannend an dieser Geschichte ist, dass wir wissen, was Hiskia gebetet hat. All seine Klagen, all seine Angst, das Grauen vor dem Tod, er schreit es weinend heraus.

Und das ist allemal besser, als wenn er sich zur Wand gedreht und geschwiegen hätte. Es ist besser in den Situationen jenseits der Schmerzgrenze, wenn die Kommunikation mit Gott aufrecht erhalten bleibt – und sei es eben als Klage. Gott hält unsere Verzweiflung aus, auch da, wo wir meinen, sie anderen Menschen nicht zumuten zu können. Wir haben einen Gott, der Tränen sieht und Gebete erhört. Auch, ja gerade an dem Punkt, wo nichts mehr ist als körperlicher oder seelischer Schmerz. Gott ist da noch.

Für den König Hiskia geht es gut aus. Sein Gebet nimmt eine ungeahnte Wendung: „Du lässt mich genesen und am Leben bleiben.“ So lesen wir es auch immer wieder in den Psalmen. Erst ist da nichts als Jammer, und dann, von einer Sekunde auf die andere, ändert sich der Ton komplett. Ich habe lange geglaubt, so etwas gibt es nicht. Im Studium habe ich gelernt, da könnten ja vielleicht zwei unterschiedliche Gebete zusammengefügt worden sein. In der Geschichte von Hiskia ist das aber nicht der Fall. Da gibt es den einen Punkt, an dem sich alles mit einem Schlag wendet.

Haben Sie das schon einmal erlebt? Ich persönlich habe es erfahren, dass es diese Wunder-Wendepunkte gibt. Nein, ich kann nicht behaupten, dass ich ausschließlich solche Erfahrungen gemacht hätte, von Wunder zu Wunder, von Gebetserhörung zu Gebetserhörung. So war es nicht. Aber ich erinnere mich an eine Erfahrung, an der ich gelernt habe, dass es den Wendepunkt im Gebet gibt.

Wie beim König Hiskia ging es tatsächlich um Leben und Tod, und es war mehr als nur ein paar Stunden lang die Ungewissheit auszuhalten,

wie es ausgehen würde. Da habe ich gelernt, wie sehr einem „um Trost bange werden“ kann. (Jesaja 38,17) Irgendwann vergehen einem mitunter sowohl Psalmen als auch Gesangbuchlieder, da ist nur noch der verzweifelte Schrei: „Gott!“ Aber wenn der Wunder-Wendepunkt da ist, dann wandelt sich alles, und aus den Tränen der Angst werden Freudentränen. „Danke Gott, danke!“

Warum erzähle ich das? Weil ich gelernt habe, dass Gott uns nicht *vor* allem bewahrt, aber *in* allem. Wir alle müssen die Erfahrungen davon, wo es nicht gut ausgegangen ist, in Einklang bringen mit den Wundern und der Hilfe, die wir selbst und andere erlebt haben oder von denen wir in der Bibel lesen. Ich kann das nur, indem ich gleichzeitig auf beides schaue und beides im Gebet ausspreche: die Klage und das Lob.

Es geht um vieles, was uns bewegt: Schuld und Angst, Heilung und Vergebung, Verzweiflung und Wunder. Immer liegen sie ineinander – in der Heiligen Schrift und in unserem Leben. Wir leben davon, dass Gott unsere Tränen sieht, unser Gebet erhört und uns am Leben erhält, wenn es sein guter, gnädiger Wille ist.

20. Sonntag nach Trinitatis

Die Zeit ist kurz. Auch sollen die, die Frauen haben, sein, als hätten sie keine; und die weinen, als weinten sie nicht; und die sich freuen, als freuten sie sich nicht; und die kaufen, als behielten sie es nicht; und die diese Welt gebrauchen, als brauchten sie sie nicht. Denn das Wesen dieser Welt vergeht.

1. Korinther 7,29-31

Wie soll das denn gehen? Und selbst wenn es ginge, wäre es denn überhaupt wünschenswert? Normalerweise ist es ja kein besonders gutes Zeichen, wenn Männer, die eine Frau haben, sich so benehmen, als hätten sie keine. Und gehört es nicht zur seelischen Gesundheit, dass ein Mensch weinen und lachen kann, beides aus vollem Herzen? Und wer gibt wohl Geld aus für etwas, von dem er von vorneherein weiß, dass er es nicht behalten wird?

Der Schlüssel zu dem, was Paulus hier schreibt, liegt im ersten und im letzten Satz: „Die Zeit ist kurz.“ – „Das Wesen dieser Welt vergeht.“ Wir sind also tatsächlich Leute, die eine Menge Dinge kaufen, obwohl sie eigentlich wissen, dass sie sie nicht für immer behalten werden. Oder anders gesagt: An der Grenze des Todes müssen wir alles, was wir besitzen, zurücklassen. Das relativiert den Spaß am Konsumieren beträchtlich.

Wir werden auch Menschen zurücklassen müssen. Paulus schreibt diese Sätze inmitten seiner Überlegungen über den letztendlichen Wert von Ehe und Ehelosigkeit. Natürlich, Paulus und seine ersten Leser rechneten mit der Wiederkunft Christi in unmittelbarer Zukunft. Da stellte sich die Frage noch viel dringender, ob es dann überhaupt noch sinnvoll ist, eine Ehe einzugehen. Die Antwort des Apostels darauf ist

differenziert. Er stellt die Ehelosigkeit neben und gelegentlich sogar über die Ehe (z. B. 1. Korinther 7,6-8). Gerade lutherische Christen haben sich angewöhnt, dies geflissentlich zu überhören. Das liegt daran, dass Luther selbst sich einer Kirche gegenüber sah, die die Ehelosigkeit maßlos überhöhte und sie auch von denen forderte, die die Gabe dazu gar nicht hatten, und dadurch die Ehe als gute Ordnung Gottes verachtete. „Das falsche Lob des Klosterlebens hat bei den einfachen Leuten viele schädliche Meinungen zur Folge. Wenn sie hören, dass man die Ehelosigkeit maßlos lobt, folgern sie, dass man nur mit beschwertem Gewissen verheiratet sein darf“, klagt das Augsburger Bekenntnis im 27. Artikel.

Vielleicht müssen wir heute das andere wieder stark machen und darauf hinweisen, dass auch die christliche Ehe zu den vorletzten und nicht zu den letzten Dingen im Glauben gehört. Gott will den Ehestand in dieser Welt als eine Ordnung seiner Schöpfung wirklich mit ganzem Ernst respektiert haben, aber gleichzeitig in dem Wissen, dass er besteht, „bis dass der Tod euch scheidet“. Vielleicht tut diese Nüchternheit uns ja sogar gut, weil sie die Ehe von der Überforderung entlastet, sowohl der Himmel auf Erden als auch eine Fortschreibung des Irdischen im Himmel sein zu müssen. Wenn Gott das Wichtigste ist, dann ist der Ehepartner automatisch nicht das Wichtigste. Man könnte sagen, Paulus ruft hier dazu auf, unserer Prioritäten zu klären.

Menschen neigen dazu, alles, was ihnen wichtig ist, absolut zu setzen: Besitz, andere Menschen und nicht zuletzt auch ihre Gefühle. Ich denke nicht, dass Paulus meint, Christen sollten sich in gefühlsunfähige Zombies verwandeln, die nur noch ein Scheindasein in dieser Welt führen. Wer an Gott glaubt, darf in dieser Welt leben, sie ist ja Gottes Schöpfung. Und natürlich reagieren auch Christen mit verschiedenen Emotionen auf das, was sie erleben. Aber wir müssen uns nicht einbilden, dass die Welt zusammenbricht und die Hoffnung stirbt, nur weil wir gerade traurig sind. Die Welt bleibt auch mit ihren Dunkelheiten, was sie ist, selbst wenn wir sie gerade vor Freude umarmen möchten. Es gibt ja die

Erfahrung, dass gläubige Menschen immer wieder Schicksalsschläge erleiden, ohne daran zu zerbrechen. Natürlich weinen sie, aber die Tränen bestimmen ihr Leben und ihren Glauben nicht grundsätzlich. Leider kann man ebenso häufig beobachten, dass fromme Christen nur so tun, als weinten sie nicht, weil sie meinen, so müsse man halt reagieren, schließlich ist man ja „getrost und freudig“ um jeden Preis.

Das Christenleben ist aber eben gerade kein „So-tun-als-ob“. Lutheraner halten sich da ganz nüchtern an ihr Bekenntnis. Dort heißt es: „Denn das Evangelium lehrt nicht ein äußerliches, zeitliches, sondern ein innerliches, ewiges Wesen und Gerechtheitssein des Herzens. Es schafft weltliche Regierungsgewalt, Staatsordnung und Ehestand nicht ab, sondern will, dass man dies alles als wahrhaftige Ordnungen Gottes anerkennt und in diesen Ständen christliche Liebe erweist und rechte, gute Werke tut, jeder nach seiner Berufung.“ (Augsburgisches Bekenntnis, Artikel 16) Das heißt doch: ganz nach den Ordnungen Gottes in dieser Welt leben, aber immer in dem Wissen, dass diese Welt mit ihren Ordnungen ein Ende haben wird. Welch eine Herausforderung – welche eine Freiheit!

21. Sonntag nach Trinitatis

Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid, was tut ihr Besonderes? Tun nicht dasselbe auch die Heiden?

Matthäus 5,46-47

Der 21. Sonntag nach Trinitatis beantwortet eine wichtige Frage: Wodurch kann man das Böse besiegen? Antwort: Durch das Gute! (Römer 12,21) In diesem Fall gilt dann mal wirklich: Es gibt nichts Gutes, außer man tut es. Von Christen wird offensichtlich erwartet, dass sie nicht nur da freundlich und liebevoll handeln, wo es erwartbar ist, sondern sie sollen sich dadurch auszeichnen, dass sie gerade auch da, wo sie nichts dafür zu erwarten haben und es auch nicht gesellschaftlich erwartet wird, freundlich sind.

Man könnte es eine absichtslose christliche Freundlichkeit nennen, die Wirkung zeigen wird. Freundlich oder zumindest höflich zu sein, wo es uns nützt oder wo wir uns dazu verpflichtet fühlen, haben wir gelernt. Manche Menschen sind auch einfach von ihrem Charakter her herzlicher und verbindlicher als andere. Auffallen und andere zum Nachdenken bringen werden wir da, wo unser Verhalten als außergewöhnlich wahrgenommen wird. Unter Umständen können wir als Christen damit sogar diejenigen, die uns (aus welchen Gründen und in welchem Maß auch immer) „feindlich“ gegenüberstehen, sogar zum Umdenken bewegen. Es muss nur irgendjemand anfangen mit der liebevollen Freundlichkeit. „Und warum sollte ich das sein?“ Nimmt man die Worte Jesu ernst, lautet die Frage eher: „Warum nicht gerade du?“

22. Sonntag nach Trinitatis

Ich tilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünden wie den Nebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich! Jesaja 44,22

Verstehen Sie doch dieses Wort, das der Prophet Jesaja dem Volk Israel ausrichtete, einmal als an Sie persönlich gerichtet. Während den einen jetzt vielleicht sofort ganz konkret vor Augen steht, was eine Missetat oder Sünde in ihrem Leben ist, sind andere vielleicht etwas ratlos. „Ja, das war jetzt nicht so gut, aber ob das nun wirklich eine Sünde war, weiß ich auch nicht. Ich bin eigentlich noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass ich Gottes Vergebung brauche.“

Brauche ich Vergebung? Brauche ich Gottes Vergebung? Wozu? Verzeihen, Vergebung hat etwas mit Beziehung zu tun. Auf der menschlichen Ebene muss einem jemand schon etwas bedeuten, damit man ihn wirklich für etwas um Verzeihung bittet. Zu anderen sagt man eher: „Oh, sorry, dumm gelaufen“, aber es ist einem eigentlich egal. Vielleicht sagt man auch gar nichts. Umgekehrt ist man ja auch besonders verletzt oder gekränkt, wenn jemand einem Unrecht tut, wenn dieser Mensch einem wichtig ist oder eine intensive Beziehung besteht. Bei anderen ist man verärgert oder fühlt sich ungerecht behandelt, aber man erwartet keine große Bitte um Verzeihung. Eigentlich ist es einem egal.

Vergebung hat auch gegenüber Gott etwas mit Beziehung zu tun. Wenn einem Gott egal ist, sind einem auch seine Maßstäbe und Regeln egal, und ob er einem vergibt, ist auch egal. Den Schritt zu tun, darüber nachzudenken, was eigentlich falsch läuft, das auch auszusprechen und vielleicht sogar Besserung zu geloben bedeutet, dass einem nicht mehr alles egal ist. Das widerspricht zum Beispiel der Postkartenweisheit,

dass man die Vergangenheit ja sowieso nicht mehr ändern kann und für die Zukunft noch gar nichts weiß.

Richtig, man kann die Vergangenheit nicht ändern. Was passiert ist, das ist passiert. Um Vergebung bitten dafür kann man aber trotzdem. Aber was genau passiert dann?

Da kann uns das Bild, das Jesaja verwendet, helfen: Das, was wir falsch machen, legt sich wie eine Wolke oder ein Nebel auf unser Leben und unsere Beziehung zu uns selbst und anderen. Es stört auch den Kontakt zu Gott. Je mehr es davon gibt, desto undurchdringlicher wird dieser Nebel, bis uns nur noch eine trübe, feuchtkalte Atmosphäre umfängt, in der man hin und her stolpert und die Sachen immer schlimmer macht, weil mit jedem Schritt die Orientierung mehr und mehr verloren geht.

Manche stellen sich „Sünde“ immer als einzelne böse Tat vor und Gott als einen, der diese einzelnen Taten zählt. Aber abgesehen davon, dass Gott vielleicht etwas zählt, hat die Sünde keine Auswirkung auf unser Leben, so denken viele. Das ist ein Irrtum; Sünde schadet zuallererst uns selbst.

Und dann gibt es ja auch noch die wenig hilfreichen Leute, die zusätzliche Nebelmaschinen anwerfen, indem sie Böses gut und Gutes böse nennen, die Maßstäbe verwischen und alles in Zweifel ziehen – und damit vor allem ihre eigenen schlechten Taten im Nebel verstecken wollen.

Aber genauso, wie eine menschliche Beziehung von einer dunklen Wolke an Groll und unausgesprochenen Vorwürfen und Lügen einfach sterben kann wie Pflanzen, die zu wenig Licht bekommen, kann auch die Beziehung zu Gott dahinwelken. Das bedeutet es, wenn wir sagen, dass Sünde von Gott trennt.

Was kann man da machen? In einer menschlichen Beziehung kann es sein, dass der Nebel zu dick geworden ist, dass man sich verliert. Aber

da geht die Produktion der düsteren Wolke von beiden Seiten aus. In Bezug auf Gott ist das anders. Gott ist Licht – nur Licht und Liebe und das Gute an sich. Er produziert keinen Nebel und keine Dunkelheit, sondern versucht die ganze Zeit, mit den Strahlen seiner Liebe durch die Wolke zu dringen. Ihn um Vergebung zu bitten braucht nichts anderes als den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gedanken: „Ja bitte, mach diese Wolke, die uns trennt, weg. Ich kann das nicht, da ist dauernd nur mehr Nebel.“ Und so, wie an einem Herbstmorgen der Nebel sich gar nicht wehren kann, wenn die Sonne ihn auflöst, kann die Schuld sich auch nicht dagegen wehren, dass Gott sie auflöst und wegnimmt. Und dann kann es sogar sein, dass wir ein kleines bisschen weniger Nebel produzieren beim nächsten Mal, weil wir die Stolperfallen ja im Licht von Gott besser sehen können. Oft passiert es aber doch wieder, das weiß jeder Christ. Und das Beste ist: Gott gibt überhaupt nie auf, sein Licht durchdringen zu lassen und den Nebel immer und immer wieder aufzulösen.

Uns Menschen fällt es schwer, das zu glauben. Wir trauen uns ja in unseren Beziehungen oft gar nicht, um Verzeihung zu bitten, oder gar zuzusagen, es in Zukunft anders zu machen. Denn wir wissen, dass doch wieder Fehler und Verletzungen passieren, und dann ist der Bogen irgendwann überspannt und alles vorbei. Es kann zwischen zwei Menschen der entscheidende „Game Changer“ (also das, was den Unterschied macht) sein zu sagen: „Du kannst den Bogen bei mir nicht überspannen, egal, was du machst. Ich nehme dich mit allen Fehlern, Schwächen und Dummheiten an, und das wird sich nie ändern.“ Einfach ist das nicht, aber Jesus hat uns ja darauf hingewiesen, dass es da so einen Zusammenhang zwischen unserer Vergebung und Gottes Vergebung gibt. Für mich heißt das: Ich kann auch Nebel auflösen, indem ich vergebe. Aber manchmal verliere ich die Geduld, und meine Güte ist am Ende.

Wie gut, dass Gottes Güte und Geduld unendlich sind. Er erlöst uns aus der trüben, fiesen Nebelsuppe durch das Licht seiner Vergebung. Er

lässt uns sogar mitmachen beim Wolkenauflösen, wenn wir anderen vergeben oder selbst um Verzeihung bitten. Ich würde sagen: Da hat der Nebel letzten Endes gar keine Chance mehr.

23. Sonntag nach Trinitatis

Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes, dann wirst du Lob von ihr erhalten.

Römer 13,3

Sehr merkwürdig, Paulus hatte es doch gar nicht mit einem demokratischen Rechtsstaat nach unseren Maßstäben zu tun. Wie kann er da so sicher sein, dass das Böse von seiner Obrigkeit wirklich bestraft und das Gute belohnt wird?

Uns leuchtet das ja ein. Wenn ich bei Rot über die Ampel fahre, ist das nicht gut. Wenn ich dabei einem Polizeiauto die Vorfahrt nehme, habe ich ein echtes Problem. Manchmal hilft ja schon die Angst, mit seinen kleinen krummen Touren nicht durchzukommen, dazu, sie zu unterlassen. So gesehen gebührt der Obrigkeit also zu Recht Furcht, wie der Apostel ein paar Verse weiter sagt (Römer 13,7). Ja, ihr gebührt sogar Ehre. „Ehre, wem Ehre gebührt“, das ist zum Sprichwort geworden und stammt von Paulus in diesem Zusammenhang. Wir verwenden diesen Satz so, als solle geehrt werden, wer das verdient. Paulus meint aber, der Obrigkeit gebührt Ehre, weil sie ihr Amt von Gott hat (Römer 13,1). Wie Paulus das in seiner Lebenswelt mit der römischen Obrigkeit, die er vor Augen hatte, überein bekam, mag uns fraglich erscheinen. Das enthebt uns aber nicht der Verpflichtung, selbst unserer Obrigkeit (die ja ihr Amt im Letzen auch von Gott hat, obwohl sie demokratisch gewählt wurde) Respekt entgegenzubringen. Da muss man sich als Christ ja manchmal geradezu schämen, wie gegen diese Worte der Bibel aus dem Römerbrief frech verstoßen wird. Sogar von Mitchristen, die für sich beanspruchen, die Bibel ganz ernst zu nehmen.

Und was ist denen, die zur Obrigkeit gehören, die in unserem Staat also hoheitliche Aufgaben haben, gesagt? Dass sie das Gute belohnen und das Böse bestrafen, also die grundlegende äußere Ordnung auch durch Androhung und Vollzug von Strafe aufrechterhalten sollen. Paulus sagt hier nicht, was passiert, wenn eine Obrigkeit das Böse gut und das Gute böse nennt, also wenn sie willkürlich straft oder ihrer Pflicht zu strafen nicht nachkommt.

Vielleicht sehen wir das ja, was passiert, wenn Macht missbraucht oder umgekehrt Verantwortung verweigert wird, wenn die Unterscheidung von richtig und falsch als zu anstrengend empfunden und der Gedanke an Lohn und Strafe von vorneherein ausgeschlossen wird. In der kleinsten gesellschaftlichen Einheit, der Familie, sehen wir das sehr schnell.

Und das Beispiel der Familie macht auch deutlich, was Paulus hier sagt: Jeder muss seinen Beitrag zur Gemeinschaft leisten. Paulus nennt hier das Thema Steuern und Zoll, aber es wäre sicher viel mehr aufzuzählen. Auch können wir an dieser Stelle nichts darüber lesen, wie das mit ungerechten Steuersystemen oder zu hohen Zöllen ist. Das Modell, das Paulus beschreibt, geht erst einmal von einem funktionierenden System aus. In seiner Wahrnehmung als römischer Bürger funktionierte sein Staat vermutlich ja auch.

Was wir über die Zeiten hinweg aus diesem Bibelwort hören können, ist der Satz: Sie (die Obrigkeit) ist Gottes Dienerin (Vers 4). Das heißt: ihre Macht ist verliehen und geliehen und muss in Verantwortung vor Gott ausgeübt werden. Aber auch: Respekt vor den Menschen mit Regierungsauftrag und das Befolgen von staatlichen Gesetzen wird von Christen erwartet. Den Ausnahmefall, an dem das aus Gewissensgründen nicht mehr möglich ist, nennt Paulus hier nicht, aber der steht in der Apostelgeschichte: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ (Kapitel 5, Vers 29)

Es ist gut, wenn über diese Verse aus dem Römerbrief gepredigt wird, denn Predigten sollen ja etwas mit dem Alltag zu tun haben. Für un-

seren Alltag wird uns auch etwas gesagt, es ist nur nicht immer so bequem. Aber zu hören.

24. Sonntag nach Trinitatis

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde... Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinen Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

Prediger 3,1.13

Alles hat seine Zeit. Als Redewendung ist dieser Satz sprichwörtlich geworden. Aber was ist damit eigentlich gemeint? Ist es denn nicht selbstverständlich, dass es im Leben immer einen Wechsel gibt von Geborenwerden und Sterben, Pflanzen und Ausreißen, Töten und Heilen, Abbrechen und Bauen, Weinen und Lachen, Klagen und Tanzen, Schweigen und Reden, Lieben und Hassen, Streit und Frieden und so weiter (Prediger 3,2-8)? Das weiß doch jeder, oder?

Nun, es zu wissen ist das eine, damit umzugehen etwas anderes. Geht es uns gut, fühlen wir uns unangreifbar und denken nicht daran, dass es auch in Kürze anders kommen kann. Geht es uns schlecht, meinen wir, es würde nie wieder aufwärts gehen. Dabei könnte diese Einsicht des biblischen Weisheitslehrers uns so sehr helfen, unsere Situation, wie sie gerade ist, anzunehmen und ganz bewusst in ihr zu leben, entweder dankbar oder hoffnungsvoll.

Wohl dem Menschen, der am Ende seines Lebens auch die Mühen des Alters, von denen im Buch des Predigers im Alten Testament einiges zu lesen ist, mit dieser Gelassenheit hinnehmen kann – in dem Bewusstsein, dass es in Ordnung ist, wenn die Kräfte nachlassen. „Ich habe meinen Teil getan, ich habe etwas geschafft und bewirkt. Ich habe auch viel Schönes erlebt und gute Dinge erfahren. Wenn sehr viel nun nicht mehr möglich ist, dann ist es gut, denn alles hat seine Zeit.“

Auf der anderen Seite werden wir aber auch ermutigt, fröhlich das Leben zu genießen ohne schlechtes Gewissen. Es darf Zeiten des Lachens und Tanzens geben. Wir haben nur keinen Anspruch darauf, dass sie nie enden.

Wie viel falsches Vergleichen könnten wir uns sparen! Meine Zeit, was für mich gerade dran ist – nach Gottes Plan – , ist nicht unbedingt dasselbe, was für andere dran ist. Wenn wir traurig sind, denken wir so leicht, wir hätten ja gar nichts, und andere hätten alles. Das stimmt natürlich nicht, denn vielleicht hat jemand, den wir gerade für sein Glück beneiden, sehr schwere Zeiten hinter sich – oder noch manches vor sich, was wir schon bewältigt haben. Zeit ist bei der Bewertung unseres Zustandes ein sehr wichtiger Faktor.

Das Leben bleibt mühevoll auf dieser Erde, das wird erst im Himmel anders. Im Fernsehen sah ich mal eine Dokumentation über das Leben auf einem Bauernhof. Die Enkelin sagte zur Großmutter, die tatkräftig noch mithelfen konnte: „Wir machen es uns trotz der Arbeit schön.“ Die lebenserfahrene Frau sagte: „Nein, wir machen es uns *bei* der Arbeit schön.“ So etwas meint der Prediger wohl, wenn er sagt, dass wir bei allen Mühen trotzdem gut essen und trinken sollen und vor allem guten Mutes sein. Gute Laune als Gabe Gottes – das ist ein großartiger Gedanke. Wir sollten Gott viel mehr darum bitten, dann sind wir auch viel unabhängiger von den jeweiligen Umständen, und zufriedener.

Drittletzter Sonntag im Kirchenjahr

Denn wie der Blitz aufblitzt und leuchtet von einem Ende des Himmels bis zum andern, so wird der Menschensohn an seinem Tage sein.

Lukas 17,24

Bei diesem Bibelvers fällt mir immer die Antwort eines Pfarrers ein, der gefragt wurde, ob wir schon in der Endzeit leben würden. „Natürlich“, antwortete er, „das tun wir Christen, seit die Zeit erfüllt war und Gottes Sohn auf die Erde kam, starb und auferstand. Aber wissen Sie, das Gute ist, wenn der Herr am Ende der Zeiten wiederkommt, werden Sie das mit Sicherheit mitbekommen, da müssen sie sich gar keine Sorgen machen.“

Wir werden es mitbekommen, allerdings. So einen Blitz, der den nachtschwarzen Himmel mit einem Mal erhellt, den kann man ja auch kaum übersehen. Die Entwicklung des Reiches Gottes mag langsam und verborgen sein, das Ende der Welt kommt plötzlich.

Im weiteren Verlauf der Rede Jesu dienen zwei Beispiele aus dem Alten Testament zur Verdeutlichung, nämlich die Sintflut und die Zerstörung Sodoms. Der Vergleichspunkt ist dabei die Plötzlichkeit des Ereignisses. Bis dahin galt: Die Menschen „aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten“ (Lukas 17,28) – und dann geschieht das Furchtbare und Unerwartete. „Auf diese Weise wird’s auch gehen an dem Tage, wenn der Menschensohn wird offenbar werden.“ (Vers 30) So eindeutig offenbar wie ein Blitz.

Dass uns dieses Wort aus dem Munde Jesu vom Evangelisten Lukas überliefert wurde, hängt sicher auch damit zusammen, dass schon die ersten Christen sich fragten, wann denn der Herr wiederkäme und ob

es nicht beunruhigend sei, dass nichts darauf hindeuten würde. Als Antwort lesen wir, dass es genau nach Plan läuft, auch wenn nichts darauf hindeutet, dass etwas passieren wird. Das kann man nun in zwei Richtungen hören. Einmal als Warnung: Wiegt euch bloß nicht in falscher Sicherheit! Neulich sah ich eine Karikatur: Sagt ein Dinosaurier zum andern: „Wird schon nix passieren.“ Da es keine Dinosaurier mehr gibt, ist offensichtlich doch etwas passiert.

Man kann es aber auch als Trost hören. Jesus kommt wieder. Ganz sicher. Wenn „der Tag des Herrn“ oder, wie es hier heißt, der „Tag des Menschensohns“ kommen wird, werden es alle sehen, nicht nur die, die auf ihn im Glauben gewartet haben, sondern auch alle anderen. Und wie ein Gewitter, das schnell wie aus dem Nichts heraufzieht, werden ungeheure Kräfte am Werk sein. Wohl dem, der dann zu dem gehört, der da kommt.

Am Ende des Kirchenjahres geht es darum, diese Botschaft neu zu hören und zu verinnerlichen. Der Alltagstrott unseres Lebens und all das, was uns dabei so beschäftigt, wird an ein Ende kommen. Plötzlich und unerwartet, wie letztendlich unser Sterben auch. Denn der Tod als Übergang von der Zeit in die Ewigkeit kann ja keine lineare Entwicklung sein und, anders als viele meinen, auch kein Kreislauf. So ist es auch mit dem Ende der alten und dem Anbruch der neuen Schöpfung. Es ist ein totaler Bruch. Im Grunde so total, dass wir es uns nicht vorstellen können, weil wir immer mit dem Fortgang der Zeit und einer Weiterentwicklung in der Zeit rechnen. Aber es kommt der Tag, an dem Gott die Stopp-Taste drücken wird. Wann das sein wird? Das können wir nicht sagen, nur dass es so sein wird. Aber das Gute ist: Wir werden es mit Sicherheit mitbekommen.

Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr

Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. 2. Korinther 5,7

Sind Sie eigentlich schon gespannt auf den Moment, wenn es vom Glauben zum Schauen kommt? Stellen Sie sich einmal vor, wie das sein wird: es wird den einen Augenblick geben, an dem wir feststellen, dass alles wahr ist, was wir hier auf der Erde so mehr oder weniger fest geglaubt haben, wenn wir davon aus der Bibel hörten. Das muss doch überwältigend werden, wenn wir feststellen, dass das ewige Leben nicht nur eine Hoffnung war, sondern dass wir ab jenem Zeitpunkt ewig leben werden. Was für eine Vorstellung, dass ich mit meinen eigenen Augen Gott sehen werde! Was für ein Gefühl muss das sein, zu wissen, dass man für immer in Sicherheit ist, dass nichts mehr das Leben bedroht oder beeinträchtigt, dass einen nie wieder etwas verletzen oder bekümmern wird! Wir können uns kaum vorstellen, wie es sein wird, unendlich Zeit zu haben mit seinen Lieben. Keine Abschiede mehr, keine Sorgen umeinander, keine Missstimmung. Ich glaube wirklich, dass wir es gar nicht abwarten könnten, in Gottes Ewigkeit zu kommen, wenn wir all das eben nicht nur glauben und hoffen müssten, sondern schon mal einen winzigen Blick darauf werfen dürften.

Die ersten Christen, allen voran der Apostel Paulus, waren noch ein ganzes Stück weit näher dran an dieser felsenfesten Vorfreude. „Wir sind aber getrost und begehren sehr, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn“, schreibt er (2. Korinther 5,8). Wie viele Christen kennen Sie persönlich, die es sehr begehren, ihren Leib zu verlassen, also zu sterben? Und würden Sie sich selbst dazu zählen?

Sterben ist nicht leicht, auch nicht für fromme, gläubige Menschen. Und der Weg bis zu diesem dunklen Tor, das der Tod darstellt, kann extrem leidvoll und schmerzhaft sein. Kein Wunder, dass wir ihn scheuen. Vielleicht sahen die ersten Christen ja auch getroster auf das Ende, weil sie mehr als wir die Hoffnung hatten, der Gang durch dieses dunkle Tor würde ihnen vielleicht erspart bleiben. Nämlich dadurch, dass Christus noch zu ihren Lebzeiten wiederkommen würde und sie dann verwandelt würden, statt erst sterben zu müssen. Paulus benutzt dafür das Bild von einem Menschen, der lieber einfach ein neues Gewand übergezogen bekommen möchte, statt das alte erst ausziehen zu müssen – damit es nicht diesen einen Moment gibt, an dem er nackt ist (2. Korinther 5,1-4). Wir können uns unseren inneren Menschen (man kann auch Seele sagen) eben gar nicht nackt, d. h. ohne unseren Körper vorstellen.

Wobei es ja nicht bei dieser Unbehaustheit bleiben wird, das weiß Paulus auch. Er vergleicht unseren irdischen Körper mit einer Hütte, die im Tod abgebrochen wird. Was danach kommt, ist ein festes Haus; im griechischen Urtext ist sogar eher von einem großen Bauwerk die Rede. Stellen Sie sich vor, Sie schlafen in einer armseligen, vielleicht bau-fälligen Baracke ein und wachen in einem wunderschönen Palast wieder auf. Kein schlechter Tausch, sollte man meinen.

Aber ist darum nun dieses irdische Leben mit seinem irdischen Leib völlig unwichtig? So nun auch wieder nicht. Denn unser Leben „im Leib“, in diesen ganzen körperlich-irdischen Zusammenhängen, wird nicht einfach zurückgelassen, sondern alles kommt noch einmal zur Sprache. Das ist es, was wir das „Jüngste“, d. h. letzte Gericht nennen. „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib, es sei gut oder böse.“ (2. Korinther 5,10)

Gott nimmt uns – sowohl den Leib, den er uns gegeben hat, als auch die individuelle Persönlichkeit, die wir geworden sind, – ernst. Er

nimmt unser gelebtes Leben ernst. Und deshalb fordert er von uns Rechenschaft darüber. Wenn man sich diesen Gedanken gesagt sein lässt, mag er vielleicht in manchen Fällen wie ein Stoppschild wirken: Möchtest du dies oder jenes wirklich tun oder sagen – in dem klaren Bewusstsein, dass Gott darum weiß und du das einmal wirst verantworten müssen? Und andererseits: Selbst wenn es dir in diesem oder jenen Fall gelingen sollte, dies oder jenes nicht zu tun oder zu sagen, bist du deshalb schon gerechtfertigt? Nein, niemand kann im Jüngsten Gericht aus eigener Kraft und Vollkommenheit bestehen, und darum kann auch nur derjenige den Gedanken an dieses letzte Urteil ertragen, der weiß, dass er sich auf einen anderen Fürsprecher verlassen darf. Das ist Christus. Es hilft nichts anderes als sich bedingungslos in seine ausgestreckten Arme fallen zu lassen und in seiner Gnade zu leben, solange wir noch im Glauben wandeln, und auf diese Gnade zu sterben, wenn es von Glauben zum Schauen kommt.

Buß- und Betttag

Es geschah das Wort des HERRN zu Jona, dem Sohn Amittais: Mache dich auf und geh in die große Stadt Ninive und predige wider sie; denn ihre Bosheit ist vor mich gekommen. Jona 1,1-2

Was passiert da eigentlich, wenn das Wort des Herrn zu einem Menschen geschieht? Ist das vielleicht nur eine alttestamentliche hebräische Ausdrucksweise, die einfach bedeutet: Gott redete zu Jona?

Das glaube ich nicht, denn dafür haben schon zu viele Menschen das Wort Gottes als etwas erlebt, das ihnen widerfährt. „Gefühl ist alles, Nam’ ist Schall und Rauch.“, so ist es im kulturellen Gedächtnis unserer Muttersprache fest verankert. Da muss mal wohl sagen: Hier irrte Goethe. Worte sind keineswegs bedeutungslos. Im Hebräischen ist die Bezeichnung für Wort und Ereignis gleich. Wenn Gottes Wort geschieht, dann ist das eben nicht Schall und Rauch, sondern dann passiert etwas in Wort und Tat.

Gerade die Propheten, die Gott beruft, haben die unerbittliche Macht des Redens Gottes erfahren. So wie Jona. Gottes Berufung ist kein harmloser Vorschlag, doch mal über diesen oder einen anderen Job nachzudenken. Der Angeredete kann nicht ausweichen. Jona versucht sogar wegzulaufen. Wie kindisch, denken wir da vielleicht. So als ob wir selbst uns nicht schon oft auf die Flucht begeben hätten, wenn uns das Wort Gottes getroffen hat. „Das kann Gott doch jetzt nicht wirklich so meinen, oder?“ – „Oh nein, bitte nicht, nicht ich. Nein, das sage ich nicht öffentlich, und wenn es zehnmal in der Bibel steht.“ – „Also grundsätzlich stimmt das sicher, wenn das so dasteht, aber hier geht es

ja um mich persönlich.“ – „Hey, so konkret hätte Gott aber nicht werden müssen, das ist doch meine Entscheidung.“ Jona flieht.

Das genaue Gegenteil scheint die Annahme zu sein, dass Gottes Wort pausenlos zu mir zu geschehen habe. Nicht wenige Gläubige quälen sich mit dem Versuch, „Gottes Plan für ihr Leben“ herauszufinden, dem sie selbstverständlich auch gerne Punkt für Punkt folgen wollten, würde Gott ihnen nur genug Zeichen geben, was er von ihnen möchte.

Ich würde sagen: Wenn Gott etwas von dir möchte, dann bekommst du das schon mit. Dann ist das auch nicht mehr eine Frage der Interpretation, sondern des Gehorsams. Gerade bei seinen Boten bedeutet das Ja zur Berufung immer auch die Bereitschaft, ganz und gar in Gottes Dienst zu stehen. Auch dann, wenn sie (wie Jona) nicht das Pro, sondern das Kontra predigen müssen. „Predige wider sie!“ spricht Gott zu Jona.

Die Konsequenzen für diese Predigt scheint dann aber nicht Gott, sondern der Prediger tragen zu müssen. Vielleicht ist die Versuchung auszuweichen, zu schweigen und ein paar Ausschlussklauseln in den Plan Gottes einzufügen, deshalb so groß.

Jona erlebt, dass man Gottes Ruf nicht ausweichen kann. Aber das ist eben nicht alles, was zu sagen ist. Er erlebt auch, dass Gott niemals jemanden einfach losschickt und ihn dann seinem Schicksal überlässt. Es kann bis an die äußerste Schmerzgrenze gehen – aber niemals, auch in der tiefsten Dunkelheit und Verlassenheit, die Jona im Bauch des großen Fisches und Jesus in Kreuz und Grab erlebt haben, verlässt Gott die, die er beauftragt hat. Er hat wirklich einen Plan, aber der kann so ganz anders aussehen als das, was ich mir, vielleicht sogar in meinen frömmsten Meinungen, einbilde.

Und noch eins lernen wir an Jona. Gott bleibt niemals beim Kontra stehen. Er will Ninive nicht zerstören, sondern retten. Gottes eigentliches Werk ist immer Erbarmen und Verschonen, so sagt es Luther.

Das lernt auch Jona. Wenn wir uns vor Gottes Auftrag wegducken wollen, greift er ein. Wenn wir sagen, was zu sagen ist, steht Gott dahinter. Es geht gut aus, wie bei Jona. Ein paar Situationen fallen mir ein, in denen ich das schon selbst einmal sehen durfte, bei mir und anderen. Ich denke an zwei Freunde, die trotz schwerer und bitterer Erfahrungen von Krankheit, Schmerz, Verlust, Kränkungen und Demütigungen ihren Mut und ihre Treue zu Gottes Auftrag nicht verloren haben. Als sie sich danach wiederbegegneten und einander in die Augen schauten, konnte man nichts anderes sagen als: „Der Herr hat alles wohlgemacht zu seiner Zeit.“ Bei dieser Gelegenheit kam mir ein schlichter Vers in den Sinn, den ich als Kind bei einem alten Ehepaar aus der Gemeinde oft gelesen habe, weil er dort als Wandschmuck diente:

Aus der Enge in die Weite,
aus der Tiefe in die Höh,
führt der Heiland seine Leute,
dass man seine Wunder seh.

Ewigkeitssonntag

Christus spricht: **Darum wachtet! Denn ihr wisst weder Tag noch Stunde.**

Matthäus 25,13

Ohne diesen Schlusssatz hätte die Geschichte, die Jesus seinen Jüngern erzählt hat, wohl nicht die Wirkungsgeschichte entfaltet, die sie in der christlichen Liturgie und der Kunst hatte. Kurz gefasst handelt es sich um folgendes: Es findet eine Hochzeit statt. Die zehn Brautjungfern der Braut warten mit ihr, bis der Bräutigam kommt, um sie zur Hochzeit abzuholen. *Dass* der Bräutigam kommen wird, war keine Frage. Nur das *Wann* war bei einer Hochzeit im alten Israel die Frage, denn erst wenn die Familien sich über den Brautpreis und alle sonstigen rechtlichen Dinge einig war, brach der Bräutigam auf. Und das konnte dauern. Nun, so erzählt Jesus, hatte sich die Hälfte des Gefolges der Braut mit der Zeit verschätzt. Fünf der Brautjungfern hatten sich nicht genug Ölvorräte für ihre Öllampen mitgenommen, die sie aber brauchten, um dem Bräutigam, als er um Mitternacht endlich angekündigt wird, entgegenzugehen. Sie wollen sich darum von den Vorausschauenderen Öl leihen, was aber nicht geht, da es dann für alle nicht reichen würde und sie im Dunkeln ständen. Beim Kaufmann bekommen sie zwar noch Öl (wie gesagt, es ist ein Gleichnis, da hat eben der Kaufmann auch in der Nacht auf), aber der Bräutigam kommt, während sie beim Einkaufen sind; er holt die Braut samt Gefolge (also die mit den brennenden Lampen) ab und geht mit ihnen in den Festsaal. Ab diesem Zeitpunkt gilt: Geschlossene Gesellschaft. Als die sogenannten törichten Jungfrauen zu spät ankommen, weil sie ja das Öl besorgen mussten, werden sie nicht mehr eingelassen.

Seit Jesus dieses Gleichnis erzählt hat, haben viele Details Künstler und Ausleger beschäftigt. Die Zahl 10 zum Beispiel. Mitternacht. Das Himmelreich als Hochzeitsfest. Die Öllampen. Es lohnt sich einmal, am Ewigkeitssonntag im Gottesdienst darauf zu achten, wo diese Symbole in Liedern, Lesungen und künstlerischen Darstellungen auftauchen.

Allerdings sind die Details nicht der Sinn des Gleichnisses. Es geht nicht darum, dass wir am Ende der Welt Öllampen brauchen werden. Sondern der Herr wollte mit seiner Geschichte eine bestimmte Haltung empfehlen. Wer klug ist, rechnet einerseits fest mit der Wiederkunft Jesu und kalkuliert andererseits ebenso fest ein, dass er darauf warten muss. Diese Haltung wird „wachen“ genannt.

„Wachen“ ist das Gegenteil von „wissen“. Wir Menschen wissen nicht, wann das Ende der Welt da sein wird, besser gesagt, wann Christus zum letzten Gericht erscheinen wird. Wenn wir diesen einen Zeitpunkt genau wüssten, könnten wir ebenso genau sagen, dass es zu allen anderen Zeitpunkten nicht passieren wird. Und genau das ist der Kern.

Wir kennen das Wort „wachen“ zum Beispiel im Sinne von „Nachtwache“ im Krankenhaus. Wenn z. B. der Krankenpfleger wüsste, dass Patient XY genau um 23.20 Uhr nach ihm klingeln wird, könnte er bis dahin ja schlafen. Da er das nicht weiß, muss er wachen. Wenn er sich genug Kaffee besorgt hat, wird ihm das gelingen. Wenn er sich den Kaffee erst holen muss, um wach zu werden, wenn die Alarmklingel läutet, ist es zu spät.

Es hat immer wieder auch sehr fromme Menschen gegeben, die sich anmaßen zu wissen, wann Jesus wiederkommt. Sie haben sich alle getäuscht. Heute behaupten Wissenschaftler zu wissen, wie lange die Erde noch bestehen kann (theoretisch) oder wann vielleicht ein Asteroideneinschlag kommt. Da das nicht heute und nicht morgen ist, wiegen sie die Menschen damit in Sicherheit, obwohl sie genau das Gegenteil beabsichtigten.

Christliche Verkündigung sagt: Es kann in der nächsten Stunde sein, dass Christus kommt. Du musst damit rechnen. Du musst auch damit rechnen, dass es noch lange dauert. Aber es wird geschehen. In beiden Fällen ist das Gleiche nötig: Glaube an Christus. Allein durch das Vertrauen auf ihn bist du im letzten Gericht gerettet, und allein der Glaube an sein Versprechen wiederkommen lässt dich das Wachen überstehen. Wie sieht es also bei dir aus, mit dem Öl (oder Kaffee) des Glaubens?

Feste und Gedenktage

Darstellung des Herrn Mariä Lichtmess 2. Februar

Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, ... ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Preis deines Volkes Israel.

Lukas 2,30.32

Den „Tag der Darstellung des Herrn im Tempel“ nennt man auch „Mariä Reinigung“. Dieser Name erinnert daran, dass es sich ursprünglich um einen der drei Marienfeiertage handelt, den auch evangelische Christen begehen. Im Zentrum dieses Tages steht das Evangelium von der Darstellung Jesu im Tempel (Lukas 2,22-40). Das Datum dieses Feiertages aber, der 2. Februar (40 Tage nach Weihnachten) weist noch auf einen anderen Festanlass hin. „Und als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetz des Mose um waren, brachten sie ihn hinauf nach Jerusalem, um ihn dem Herrn darzustellen.“ (Lukas 2,22) Für Maria endete die Zeit des Wochenbetts, in der sie nach der Geburt ihres Sohnes kultisch unrein war, und sie brachte ein Reinigungsoffer dar. Uralte jüdische Vorstellungen des Ritualgesetzes Israel stehen da im Hintergrund, die etwas mit der Ehrfurcht vor dem Blut als Sitz des Lebens zu tun haben.

Viel bekannter ist der 2. Februar aber unter dem Namen „Mariä Lichtmess“. Vom Licht der Heiden spricht ja auch der alte Simeon im Tempel in Jerusalem, als er in prophetischer Weise in diesem Kind Jesus den Heiland erkennt. Rein jahreszeitlich markieren die Tage Anfang

Februar die Zeit, in der man (auf der Nordhalbkugel) das Erstarren des Lichtes, die länger werdenden Tage, wahrnehmen kann. Was an Weihnachten, zur Zeit der Wintersonnenwende, noch Verheißung ist, kann man nun spüren. Es ist also kein Wunder, dass die Verbindung zum Thema Licht naheliegt. Daher kommt auch der Brauch in der römisch-katholischen Kirche, Kerzen oder Wachsstöcke in die Kirche zu bringen und segnen zu lassen.

Es gibt ein Lied zum 2. Februar („Herr Jesu, Licht der Heide“ ELKG¹ Nr. 113), dessen dritte Strophe ausdrücklich vom Licht handelt. Bemerkenswert: Licht ist nicht gleich Licht! Licht begegnet uns in ganz unterschiedlicher Weise in unserem Leben – so wie Christus nicht nur allgemein „Licht“ ist, sondern er ist das für uns in unterschiedlichen Situationen in unterschiedlicher Weise, wie wir es jeweils brauchen.

Sei unser Glanz in Wonne,
ein helles Licht in Pein,
in Schrecken unsre Sonne,
im Kreuz ein Gnadenschein,
in Zagheit Glut und Feuer,
in Not ein Freudenstrahl,
in Krankheit ein Befreier,
ein Stern in Todesqual!
(ELKG¹ Nr. 113,3)

Ich glaube, dieser Vers hat uns auch heute ganz viel zu sagen, obwohl er aus dem Jahr 1674 stammt. Nun, Wonne erleben wir hier und da sicher, aber auch Pein, Schrecken, Kreuz, Verzagtheit, Not, Krankheit oder sogar Todesqual. Natürlich nicht jeder im gleichen Maße und auch nicht alles gleichzeitig, aber eben doch. Bei Martin Luther habe ich gelernt, dass man die Augen bewusst von den Schreckensbildern von Tod und Teufel abwenden soll und auf Christus schauen. Hier wird uns für jede einzelne Situation vor Augen gemalt, wie Christus unser Licht ist. Darauf können wir uns fest verlassen. Kein Schmerz, kein Er-

schrecken kann uns in so tiefes Dunkel stürzen, dass das helle Licht der Gnadensonne nicht stärker wäre. Vor Angst und Verzagtheit mag uns ganz kalt werden, auch die Kälte in unserer Gesellschaft mag zunehmen, aber Christus ist Glut und Feuer. Er ist ein Stern in der Nacht des Todes.

Besonders gut gefällt mir das eine Wort in dem Vers, das keine Lichtmetapher ist, nämlich „Befreier“. Da können wir an eine Krankheit denken, die uns persönlich oder jemanden, um den wir uns sorgen, betrifft. Wir kennen einen Befreier, Jesus. Freilich, der Satz von der Todesqual kommt trotzdem noch danach zu stehen. Und doch: Dennoch glauben wir an diesen Befreier, der dem Schrecken und der Krankheit ein Ende machen kann, jederzeit, denn er ist der allmächtige Gott.

Wenn wir am heutigen Tag eine Kerze anzünden, können wir den Lieders ja dazu singen oder sprechen und Christus bitten, dass er sich als Licht, Heiland und Befreier erweist in unserem Leben und für die ganze Welt.

Ankündigung der Geburt des Herrn

Mariä Verkündigung

25. März

**Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskin-
der. Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und
dessen Name heilig ist.**

Lukas 1,48-49

Mit den Marienfesten im Kirchenjahr fremdeln viele lutherische Christen ein wenig. Dabei muss man wissen, dass in der lutherischen Tradition nur die drei Marienfesten im Kirchenjahr begangen werden, die einen biblischen Hintergrund haben. Das sind der 2. Februar (Mariä Lichtmess – Tag der Darstellung des Herrn), der 25. März (Mariä Verkündigung – Tag der Ankündigung der Geburt des Herrn) und der 2. Juli (Mariä Heimsuchung – Tag des Besuchs Marias bei Elisabeth). Spannend ist die Frage, wie wir mit dem 15. August umgehen, dem Tag, an dem in der römisch-katholischen Kirche (und in einigen anderen) Mariä Himmelfahrt (Tag der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel) gefeiert wird. Das außereuropäische Luthertum tut sich wesentlich leichter damit, an diesem Tag einen Marienfeiertag zu begehen, um der Entschlafung Marias zu gedenken. Normalerweise ist ja der Todestag eines Märtyrers usw. sein Gedenktag, weil er als der „himmlische Geburtstag“ gilt, als Beginn seines ewigen Lebens.

So gesehen könnte man auch einen eigenen Gedenktag für Maria begehen. Das Bemerkenswerte ist aber nun, dass die drei traditionellen Marienfesten, die die lutherische Kirche kennt, nicht Maria an sich, sondern Maria in Verbindung mit ihrem Sohn, ihre Stellung in der Heilsgeschichte in den Mittelpunkt stellen. Es geht eben nicht um den

Menschen Maria an sich. Obwohl Außergewöhnliches von ihr zu berichten ist. Der Engel Gabriel wird zu ihr gesandt. Er begrüßt sie als „Begnadete“. Sie selbst sagt von sich, dass sie seliggepriesen werden wird. Aber eben nicht aus menschlichen Gründen, sondern weil Gott große Dinge an ihr getan hat. Folglich sollen wir nicht über Maria, sondern über diese großen Dinge nachdenken. Am 25. März – neun Monate vor Weihnachten – geht es darum, dass sie zur Mutter Gottes wird. Das ist allerdings ein großes Ding.

Es geht für uns als Christen darum, nicht zu groß und nicht zu klein von Maria zu denken. Sie ist und bleibt das große Vorbild im Glauben. Wenn wir etwas an Maria loben, dann ist es ihr Glaube. Glaubend reagiert sie auf die Botschaft des Engels. Darum geht es.

Tag der Geburt Johannes des Täuflers

Johannis

24. Juni

Johannes der Täufer sprach: **Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen.** Johannes 3,30

Paulus aber sprach: Johannes hat getauft mit der Taufe der Buße und dem Volk gesagt, sie sollten an den glauben, der nach ihm kommen werde, nämlich an Jesus. Apostelgeschichte 19,4

In der lutherischen Tradition gibt es bei allen Feiertagen des Kirchenjahres nur zwei, die einen Geburtstag zum Anlass haben. Das eine ist, ganz klar, Weihnachten am 25. Dezember, wo es um die Geburt Jesu Christi geht. Das andere ist das Fest der Geburt Johannes des Täuflers am 24. Juni. Die Datierung ist dabei nicht zufällig, sondern biblisch, denn aus den Geschichten, die uns am Anfang des Lukasevangeliums von Jesus und Johannes, die über ihre Mütter Maria und Elisabeth miteinander verwandt waren, berichtet werden, lässt sich schließen, dass Johannes ein halbes Jahr vor Jesus geboren wurde. Auf der Nordhalbkugel der Erde machen die konkreten Daten, nämlich jeweils im Zusammenhang der Winter- bzw. Sommersonnenwende, sogar anschaulich, was Johannes der Täufer von sich selbst bezeugt: Jesus muss wachsen und groß werden, er muss abnehmen und kleiner werden.

Denn Johannes ist nur der Vorläufer für den Größeren, der nach ihm kommen sollte. Paulus hat es später gut in einer Predigt in Ephesus beschrieben: Die Taufe des Johannes war eine Bußtaufe zur Vorbereitung auf das Kommen des Messias. Er hat zum Glauben an Jesus aufgerufen.

Was ist das Größte an Johannes? Dass er sich immer zurückgenommen hat, nichts an Ruhm oder Geltung für sich wollte und immer nur Jesus den Vortritt gelassen hat. Der Täufer hat die Aufgabe, die von Gott her der Sinn seines Lebens sein sollte, erfüllt. Seine Predigt war scharf und klar, und er hat dafür am Ende auch mit dem Leben bezahlt. Am 29. August begeht die Kirche den Tag der Enthauptung Johannes des Täufers. Nichts liegt an dem Menschen, der Jesus und viele seiner Zeitgenossen getauft hat, aber alles an Jesus, der mit Heiligem Geist und Feuer taufen sollte.

Und doch hat Johannes diesen weiteren prominenten Feiertag im Kirchenjahr, mit dem sich auch viele Bräuche verbinden, die allerdings zum Teil auch noch aus der vorchristlichen Zeit stammen und mit der Sommersonnenwende zu tun haben.

Immer wieder wird in Predigten über Johannes das Symbol des Wegweisers bemüht. Das ist sicher auch zutreffend, denn genau das war er: ein Zeuge, der hingewiesen hat auf den Größeren. Ich denke manchmal, darin sollten wir uns Johannes den Täufer zum Vorbild nehmen. Selbstdarstellung und Werbung in eigener Sache sind vielen Menschen heute unheimlich wichtig. Auch als Christ mit den besten Absichten muss man aufpassen, dass man ein schmaler und deutlich lesbarer Wegweiser bleibt und nicht etwa eine Multimedia-Schautafel von gigantischen Ausmaßen wird, auf der permanent die Präsentation unseres Lebens und Glaubens mit ein paar klitzekleinen Hinweisen auf Jesus läuft.

Es geht also nicht um unsere Ausstrahlung an sich, sondern um das, was wir ausstrahlen. Es geht nicht darum, etwas zu sagen zu haben, sondern was wir sagen. Mir kommen da Worte aus einem alten Lied („Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart“, 3. Strophe) in den Sinn: „...im Wort, im Werk und allem Wesen, sei Jesus und sonst nichts zu lesen.“

Was Johannes den Täufer neben seiner kompromisslosen Klarheit auszeichnete, war seine Demut. Johannes macht sich selbst klein. Jesus aber macht ihn groß. Er lässt sich von Johannes im Jordan taufen und macht sich seinerseits nun klein, nimmt das Zeichen der Buße auf sich, obwohl er für nichts Buße zu tun braucht – und das wissen sowohl Jesus als auch Johannes. Jesus muss sich nicht im Glanz seiner Anbeter und Nachfolger sonnen, er ist die Sonne selbst. Und er selbst macht seinen Diener und Vorläufer groß: „Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von einer Frau geboren sind, ist keiner aufgetreten, der größer ist als Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer als er.“ (Matthäus 11,11)

Wenn das nicht ein Grund ist, Johannes den Täufer an seinem Feiertag in Ehren zu halten!

Gedenktag der Augsburgerischen Konfession

25. Juni

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, wozu du berufen bist und bekannt hast das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen.

1. Timotheus 6,12

Welch ein schönes Bibelwort zum Gedenktag der Augsburgerischen Konfession! Wir werden erinnert an die Übergabe einer lutherischen Bekenntnisschrift durch reformatorisch gesinnte Fürsten und Reichsstädte an Kaiser Karl V. im Jahr 1530. Das Bekenntnis von Augsburg, verfasst von Philipp Melanchthon, ist zu einem Grundtext der lutherischen Kirche geworden.

Dazu passt der Satz vom guten Kampf des Glaubens und dem guten Bekenntnis vor vielen Zeugen ausgezeichnet. Und das ist es ja auch, was sich eine lutherische Kirche heute noch sagen lassen soll. Es geht nicht um ein historisches Dokument, sondern um den Glauben und das Bekennen heute.

Doch was ist denn dieser Kampf des Glaubens eigentlich? Ich ahne, dass vielleicht nicht in erster Linie oder nicht nur die spektakulären Einzelaktionen wie auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 damit gemeint sind. Natürlich, diese Stunden gibt es auch heute noch, in denen Christen in einem Augenblick ihres Lebens alles aufs Spiel setzen, sich selbst in die Waagschale werfen wie die Unterzeichner der Augsburgerischen Konfession und sich für Kampf statt Flucht entscheiden.

Aber weitaus häufiger sind wohl die Stunden, in denen Glaube und Treue in den Schwierigkeiten des Alltags bewährt werden und dort der Kampf des Glaubens gekämpft werden muss. Auf diesen Gedanken bringt mich der Vers vor dem schönen Wort vom Bekennen. Da heißt es nämlich: „Jage aber nach der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut!“ (1. Timotheus 6,11b)

Kann ich das in Theorie und Praxis zusammenhalten – lutherischen Bekennermut und Kampfgeist und gleichzeitig Sanftmut, Geduld, Liebe, Glauben, Frömmigkeit, Gerechtigkeit? Sind das vielleicht die wirklichen Beweise und Bekenntnisse vor vielen Zeugen? Keine Erklärungen oder Unterschriften unter irgendwelche Dokumente sind etwas wert, wenn zwar mit dem Wort bekannt, aber mit der Tat verleugnet wird. Wo jemand gerecht und fromm ist, erweist sich das in sichtbaren Handlungen. Gleichberechtigt steht eine liebevolle, geduldige und sanftmütige Haltung neben der kämpferischen Beherrtheit. Und das nicht nur, wo es um das stille Zeugnis im Handeln geht, sondern sogar auch dann, wenn mit Worten bekannt werden muss.

In diesem Sinne ist die Erinnerung an den Tag des Augsburger Bekenntnisses beides für Lutheraner: Bestätigung und Ermutigung auf der einen, Mahnung und Herausforderung auf der anderen Seite.

Tag des Besuchs Marias bei Elisabeth Mariä Heimsuchung

2. Juli

**Ja, selig ist, die da geglaubt hat! Denn es wird vollendet werden,
was ihr gesagt ist von dem Herrn.**

Lukas 1,45

Eine „Heimsuchung“ scheint uns nicht besonders wünschenswert zu sein. Dabei bedeutet der Begriff ursprünglich nichts anderes, als dass irgendjemand einen anderen in seinem Heim aufsucht. Es geht also um das, was wir heute einfach „Besuch“ nennen. Ein solcher kann zwar auch unter bestimmten Bedingungen zu einer Heimsuchung werden, aber darum geht es jetzt nicht.

Es geht um einen Besuch, den Maria, die Mutter Jesu, bei ihrer Verwandten Elisabeth macht. Elisabeth erwartet ein Kind, Johannes, den man später „den Täufer“ nennt, und ist im sechsten Monat. Auch Maria ist schwanger; sie hat durch den Heiligen Geist Jesus empfangen, und der Engel Gabriel, der ihr dies verkündigte, nannte die Schwangerschaft Elisabeths als Zeichen für die Wahrheit seiner Ankündigung. Daraufhin machte sich Maria in aller Eile auf den Weg von Nazareth zu dem Wohnort von Zacharias und Elisabeth auf dem Gebirge Juda. Zu Fuß war das für Maria eine Reise von drei bis vier Tagen.

Die Überlieferung nennt das Dorf En-Kearim, das weniger als zehn Kilometer von Jerusalem entfernt ist – was nicht unwahrscheinlich klingt, da Zacharias ja als Priester zum Tempeldienst nach Jerusalem musste.

Nun tritt Maria bei Elisabeth ein und grüßt sie. Und dann geschieht Erstaunliches: Der ungeborene Johannes reagiert auf diesen Gruß, indem er sich bewegt, was Elisabeth deutlich wahrnimmt. Es erweist sich, was Zacharias in seinem Loblied nach der Geburt des Johannes so ausdrückt: „Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen...“ (Lukas 1,76) Prophet, das ist Johannes von Anfang an. Aber auch seine Mutter wird vom Heiligen Geist erfüllt und „preist“ – besser wohl: segnet – Maria mit lauter Stimme. Auch das ist etwas Prophetisches. Elisabeth erkennt sowohl die noch gar nicht sichtbare Schwangerschaft Mariens als auch, dass sie die „Mutter des Herrn“ ist. Darum ist Maria die Gesegnetste unter allen Frauen. Und dann kommt der Satz: „Ja, selig ist, die da geglaubt hat!“ Wer mit der Lutherübersetzung 1984 vertraut ist, hat das vielleicht noch als „Und selig bist du, die du geglaubt hast!“ im Ohr. Nach Luther 2017 ist es aber, wie es dem griechischen Urtext entspricht, in der dritten Person wiedergegeben. Das klingt Griechisch wie Deutsch etwas holprig, was daran liegt, dass an dieser Stelle der ursprüngliche Wortlaut auf Hebräisch oder Aramäisch durchschimmert, wo es nicht ungewöhnlich ist, in der dritten Person zu formulieren, statt jemanden direkt anzureden.

Wichtiger als das ist aber die Tatsache, wofür Maria denn selig gepriesen wird. Erwartbar wäre gewesen: Für ihre Bereitschaft, die Magd des Herrn zu sein, für ihre Zustimmung oder ihren Gehorsam. Aber es wird deutlich: Zustimmung und Gehorsam sind wohl da, aber sie kommen nicht aus Marias hervorragenden menschlichen Eigenschaften, sondern aus ihrem Glauben. Gott bestimmt sie für diese Aufgabe, er verheißt ihr ihren Sohn, und sie glaubt ihm. Und Elisabeth darf ihr zusprechen, dass sie zu Recht glaubt, weil Gott wahr machen wird, was er angekündigt hat. Also nicht nur, dass Maria wirklich vom Heiligen Geist empfangen hat, sondern dass dieses Kind wahrhaftig der endzeitliche König Israels auf dem Thron Davids in Ewigkeit sein wird (Lukas 1,32-33): Jesus, der Herr, der sein Volk retten wird von seinen Sünden (Matthäus 1,21).

In den Geschichten und in der Begegnung von Maria und Elisabeth schwingen viele alttestamentliche Erinnerungen und Bezüge mit: Elisabeth, die als unfruchtbar und zu alt galt wie Sara. Der Lobgesang der Hanna, der in Marias Lobgesang mitschwingt, und auch Judith, deren Geschichte in den Apokryphen erzählt wird und die mit fast den gleichen Worten gepriesen und gesegnet wird wie Maria hier, allerdings aufgrund ihrer Hoffnung, nicht ihres Glaubens. (Judith 13,18-19)

Wenn Maria an bestimmten Feiertagen im Mittelpunkt steht, geht es nie um Maria allein. Es geht um die Erfüllung aller Verheißungen Israels in Christus. Es geht um Glauben an das Wort Gottes. Ja, selig ist Maria, weil sie geglaubt hat.

Tag des Erzengels Michael und aller Engel (Michaelis)

29. September

Lobet den HERRN, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr sein Wort ausführt, dass man höre auf die Stimme seines Wortes! Lobet den HERRN, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen tut!

Psalm 103,20-21

„Engel geht immer“, sagte ein Pastor nach einer anstrengenden Woche, in der er drei Beerdigungen, zwei Trauungen und eine Taufe gehalten hatte. „Engel?“ – „Ja, klar,“ sagte er, „Engel sind positiv. Es gibt niemanden, der irgendwas an Engeln problematisch findet. Die Leute mögen Engel. Egal ob in der Tauf- oder Beerdigungsansprache, auch bei Hochzeiten sind sie nicht unbeliebt. Engel geht immer.“

Also gut. Aber wieso ist das so? Gerade an biografisch bedeutsamen Punkten des Lebens tut der Hinweis auf die guten, bewahrenden Mächte gut, die uns in Gottes Auftrag umgeben und begleiten. Vielleicht liegt es daran, dass der Gedanke an einen persönlichen Schutzengel auch bei den Menschen oft noch präsent ist, die sonst mit Kirche nicht mehr viel am Hut haben.

Auch in esoterischen und abergläubischen Kreisen haben die Engel, besonders der Erzengel Michael, Hochkonjunktur. Da ist dann von irgendwelchen Lichtwesen die Rede, deren Kräfte wir uns durch besondere Rituale nutzbar machen können. Mit der Bibel hat das nichts zu tun.

Aber was genau feiern wir als Christen eigentlich am „Tag des Erzengels Michael und aller Engel“? Die beiden Verse aus Psalm 103 verraten uns viel darüber, wie die Bibel von den Engeln Gottes redet. Zunächst: Engel sind Geschöpfe, mächtige Wesen in der unsichtbaren Welt Gottes. „Starke Helden“ werden sie hier genannt. Der Erzengel Michael ist dabei der starke Held an sich; er ist der „Fürst über das Heer des HERRN“ (Josua 5,14). Genannt wird er auch in Daniel 10,13, Daniel 12,1, Judas 9 und vor allem in Offenbarung 12,7-12. Michaels Name ist hebräisch und bedeutet: „Wer ist wie Gott?“ Er ist der Gegenspieler Satans und in gewisser Weise auch sein Bezwinger. Der Engelfürst kämpft gegen das Böse und schützt das Volk Gottes.

Engel haben aber auch andere Aufgaben. Sie führen Gottes Wort aus. Da kann man zum Beispiel an den Erzengel Gabriel denken, wie er Zacharias die Geburt Johannes des Täuflers ankündigt (Lukas 1,8-20) und – besonders wichtig! – als er der Jungfrau Maria verkündigt, dass sie die Mutter Gottes werden soll (Lukas 1,26-37). In der Botschaft des Engels ereignet sich das, was er ankündigt; so führt er Gottes Wort aus.

Die Engel sind die Heerscharen Gottes; nicht zuletzt sind sie Gottes Diener, sein himmlischer Hofstaat. Sie loben ihn und führen seinen Willen aus.

Und da kommen wir ins Spiel. Man könnte sagen, die Engel sorgen auf für uns meist unsichtbare Weise dafür, dass „Gottes guter gnädiger Wille auch bei uns geschieht“ (vgl. Kleiner Katechismus, Erklärung zur 3. Vaterunser-Bitte). Wer sich vorstellen möchte, wie es dabei zugehen mag, der lese einmal im apokryphen Buch Tobit, welche Rolle der Erzengel Rafael dort spielt.

Wären unsere Augen dazu in der Lage, könnten wir wahrscheinlich jeden Tag unzählige Situationen wahrnehmen, in denen uns der Schutz der Engel vor einem Unfall bewahrt, ihr Wirken uns auf das Wort Gottes hingewiesen, ihr Lob sich im Gottesdienst mit unserem Lied vereinigt und ihr Beistand unser Tun begleitet hat.

Aber das alles geschieht nie aus eigener Macht; die Engel sind und bleiben Gottes Diener. Darum werden sie in der lutherischen Tradition auch keinesfalls angebetet, auch nicht um Hilfe angerufen und nur ganz selten direkt angesprochen, so wie in diesem Psalmvers. Im ganzen Kirchenjahr geschieht das in allen liturgischen Gebeten nur ein einziges Mal, nämlich in der heiligen Osternacht.

Es kann und soll ein lutherischer Christ aber täglich morgens und abends mit Martin Luthers Morgen- und Abendsegen Gott bitten: „Dein heiliger Engel sei mit mir, dass der böse Feind keine Macht an mir finde.“ Das geht tatsächlich immer.

Gedenktag der Reformation

31. Oktober

Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!

Galater 5,1

Welch ein starker Satz zum Reformationsfest! Man kann tatsächlich alles an ihm festmachen, was Martin Luther in der Heiligen Schrift (wieder-) entdeckt hat. Was Paulus hier im Galaterbrief schreibt, ist das Herzstück lutherischer Lehre geworden.

Es ist leider auch das beste Beispiel für protestantische Selbstbeweihräucherung und politische Missverständnisse geworden, als sei es erst einmal grundsätzlich egal, für welche Art Freiheit man eigentlich fest steht, Hauptsache man steht da fest wie Luther in Worms 1521.

Paulus hat jedenfalls eine klare Vorstellung davon, um was für eine Freiheit es geht. In seiner Auseinandersetzung mit Gemeindegliedern, die wahrscheinlich die jüdische religiöse Pflicht der Beschneidung als verbindlich auch für die noch junge Christengemeinde einführen wollten, kommt er zu Spitzenaussagen. Es geht hier bei der Freiheit um ein klares Entweder – Oder.

Paulus steht für die Bindung an Christus und den grundsätzlichen Verzicht, durch eigenes Tun etwas zu seinem ewigen Heil beizutragen – und zwar so grundsätzlich, dass der Glaubende nicht nur nichts zu seiner Gerechtigkeit beiträgt, sondern sie auch nicht erlebt, sondern als das Urteil Gottes im Jüngsten Gericht erwartet. „Denn wir warten im Geist durch den Glauben auf die Gerechtigkeit, auf die wir hoffen.“

(Galater 5,5) Das ist meilenweit weg von jeder eigenen Gerechtigkeit. Wir sind vor Gott nicht aus uns selbst heraus recht und wir tun auch nie vollkommen das Richtige, auch als glaubende Christen nicht. Sondern es ist immer die fremde Gerechtigkeit Jesu, die uns einhüllt wie ein Mantel; es ist immer diese Gerechtigkeit Christi, die uns angerechnet wird im letzten Gericht. Da spricht Gott den sündigen Menschen gerecht, spricht ihn frei und lässt ihn selig werden.

Wenn das so ist, dann ist der Christ frei von jedem Zwang, sich durch eigenes Tun und das Befolgen des göttlichen Gesetzes die Seligkeit zu verdienen. Das ist die Freiheit, zu der wir befreit sind. Wir müssen es nicht verdienen, weil wir es nicht können.

Aber was ist, wenn wir es gerne würden, und meinen, es zu können? Das ist der Streitpunkt zwischen Paulus und seinen Gegnern an dieser Stelle. Paulus macht deutlich: wenn du dich selbst voller Selbstüberschätzung freiwillig wieder unter den Zwang des Gesetzes begibst und das Gesetz Gottes benutzen willst, um dir selbst deine Seligkeit zu verdienen, dann wird es dabei keine Ausnahmen geben. Es ist ein Entweder – Oder. Wer um das Geschenk der Gnade weiß und es trotzdem durch sein Tun selbst versuchen will, der lehnt diese Gnade ab. Vor Gott bedeutet das dann, dass der Betreffende es wirklich allein schaffen muss. Dann gilt es, das ganze Gesetz Gottes, von dem, wie Jesus sagt, nicht der kleinste Buchstabe bis zum jüngsten Tage hinfällig werden wird, vollkommen zu erfüllen und ohne die Fürsprache Christi im Jüngsten Gericht zu bestehen. Das wird nicht gut gehen, das kann nicht gut gehen.

Reformationsfest feiern bedeutet zu bezeugen, dass es ein bisschen Gnade nicht gibt. Entweder total Gnade und ganz Christus oder eben gar nicht. Da sind wir herausgefordert zu sagen, auf welcher Seite wir stehen, ob wir uns ganz Christus in die Arme werfen und allein auf ihn vertrauen, oder ob da doch noch Selbstgerechtigkeit in uns steckt, die die Gnade Gottes eigentlich verachtet. Das Reformationsfest ist ein

guter Anlass, uns hier genau zu prüfen, wie es um uns steht. Prüfen müssen wir uns nicht, indem wir unsere guten Taten, unsere Verdienste und frommen Leistungen betrachten und aufrechnen. Um die müssen wir uns gar nicht sorgen, die wachsen von ganz allein aus dem Glauben heraus. Paulus schreibt in diesem Zusammenhang von „dem Glauben, der durch die Liebe tätig ist.“ (Galater 5,6) Martin Luther hat dazu gesagt: „O, es ist ein lebendiges, geschäftiges, tätiges, mächtiges Ding um den Glauben!“ Aber gerettet sind wir aus Glauben, aus Glauben allein.

Allerheiligen

1. November

Und einer der Ältesten antwortete und sprach zu mir: Wer sind diese, die mit den weißen Kleidern angetan sind, und woher sind sie gekommen? ... Diese sind's, die aus der großen Trübsal kommen und haben ihre Kleider gewaschen und sie hell gemacht im Blut des Lammes. Darum sind sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel; und der auf dem Thron sitzt, wird über ihnen wohnen.

Offenbarung 7,13-15

Der „Gedenktag der Heiligen“ lässt lutherische Christen gelegentlich etwas ratlos zurück: Was, wir feiern auch Allerheiligen? Ja und nein, muss man da sagen. Ja, wir begehen wie die abendländische Christenheit allgemein dieses Fest am 1. November, und ja, es geht um die „Heiligen“. Allerdings sind nach lutherischem Verständnis Heilige ein bisschen was anderes als nach römisch-katholischem Verständnis. Und deshalb: Nein, wir feiern nicht einfach auch „Allerheiligen“. Das liegt nicht daran, dass es in der römisch-katholischen Kirche offizielle „Heiligspredigungen“ von Verstorbenen gibt, die in ihrem Leben ein besonders herausragendes christliches Leben geführt oder aber das Martyrium erlitten haben, und in der evangelischen Kirche nicht. Auch nach römisch-katholischer Lehre wird sowohl der offiziell bekannten als auch der unbekanntenen Heiligen gedacht, um deren Heiligkeit nur Gott weiß. Allerdings handelt sich dabei um „Glieder der Kirche, die schon zur Vollendung gelangt sind“, was nicht einfach „alle toten Christen“ bedeutet.

Sonst gäbe es nämlich das Fest „Allerseelen“ nicht, an dem in der römisch-katholischen Kirche einen Tag später aller Seelen der Verstorbe-

nen gedacht wird, die eben noch nicht zur Vollendung gelangt sind, sondern sich noch im Purgatorium, also dem Fegefeuer, befinden. Das glaubt die lutherische Kirche nicht, weil nirgendwo in der Heiligen Schrift bezeugt ist, dass es so etwas wie einen „Reinigungsort“ nach dem Tode gibt, an dem eigentlich für den Himmel bestimmte Verstorbene noch ihre nichtverbüßten Bußstrafen nachholen. Geschweige denn, dass man diese Zeit verkürzen kann, indem für Verstorbene das Messopfer gefeiert wird, oder Ablässe für sie erworben oder ihre Gräber geseget werden. Also nein, das glauben und feiern wir nicht.

Und wie nun lutherisch? Zunächst einmal halten wir uns an das Wort: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ (Markus 16,16) Insofern sind wir gewiss, dass diejenigen, die als gläubige Christen gestorben sind, das ewigen Leben bei Gott im Himmel kraft ihrer Taufe haben. Da aber nur Gott allein über Glauben und Unglauben richtet, verzichten wir darauf, nach unseren Maßstäben Aussagen darüber zu treffen, für wen dies gilt und für wen nicht.

Von Anfang an gab es in der Kirche aber diejenigen, die ihren Glauben bis zum Tod dadurch bezeugt haben, dass sie dafür gestorben sind, also die Märtyrer, von denen man annehmen konnte, dass sie im Himmel sind. Von den Märtyrern ist schon in der Bibelstelle aus der Offenbarung des Johannes die Rede, die Sie obenstehend lesen können. Diejenigen, die „aus der großen Trübsal“, d. h. aus Verfolgung und Martyrium gekommen sind, sind vor dem Thron Gottes und dienen ihm. Was für ein Trost für die ersten Christen – nein, eigentlich für alle Christen, die grausamen, lebensbedrohlichen Verfolgungen ausgesetzt sind! Das gibt es ja durchaus auch heute noch.

Im Laufe der ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte wurde dieses Gedenken, dass zunächst nur den Blutzeugen und den „Bekennern“ (denen, die standhaft geblieben waren, aber überlebt hatten) galt, dann auch auf andere Christen ausgeweitet, die mit einem außergewöhnlich

heroischen oder tugendhaften Leben ihren Glauben bewiesen haben. Seit 835 n. Chr. feierte man in der westlichen Kirche ihren Gedenktag am 1. November. Dieses Datum hat vermutlich etwas damit zu tun, dass irischschottische Missionare diesen Termin mitbrachten, der im keltischen Kontext ein heidnisches Totenfest ersetzte. Mittlerweile ist dieses heidnische Fest als Halloween (was eigentlich nichts anders heißt als „All Hallow’s Eve“ – „Vorabend von Allerheiligen“) wieder prominent zurückgekehrt und konkurriert in unseren Breiten mit dem Reformationsfest. Das ist auch kein Zufall. Luther wählte wohl sehr bewusst den Vortag von Allerheiligen und die Schlosskirche in Wittenberg zur Veröffentlichung seiner Thesen gegen den Ablass, weil sein Kurfürst in dieser Kirche seinen Schatz an Reliquien (sterblichen Überresten von Heiligen) verwahrte und man dort dadurch viele Ablässe erwerben konnte. Denn angeblich hatten ja die Heiligen durch ihr besonders gutes Leben so viele gute Werke getan, dass sie sozusagen einen Überschuss erwirtschaftet hatten, der nun den Gläubigen zugutekommen konnte, indem man Ablass erwarb.

Aber ist das richtig? Es wäre ein Missverständnis zu sagen, einige Christen würden die ewige Seligkeit erlangen, weil sie selbst gut genug dafür waren, und die anderen dann um Christi willen. Nein, auch die besonderen Heiligen und Märtyrer werden nur um Christi Willen gerecht und selig. Sie sind vor Gottes Thron, weil sie ihre „Kleider hell gemacht haben im Blut des Lammes“. Das Opfer Christi am Kreuz macht sie heilig und selig – wie jeden, der daran glaubt. Die weißen Kleider sind dabei ein Symbol für die Gerechtigkeit und Unschuld. Doch von sich aus ist kein Mensch gerecht und unschuldig, keiner kann sich den Himmel mit guten Werken verdienen. Es würde niemals reichen und nur zu falscher Sicherheit führen. Das Gegenteil von falscher Sicherheit ist Glaubensgewissheit. In dieser Gewissheit gedenken wir derer, die uns im Glauben vorangegangen und nun bei Gott sind. Sie umgeben uns als eine „Wolke von Zeugen“ (Hebräer 12,1), deren Vorbild unseren Glauben stärkt. Deshalb sagt das lutherische Bekennt-

nis: „Vom Dienst der Heiligen wird von den Unseren so gelehrt, dass man der Heiligen gedenken soll, auf dass wir unseren Glauben stärken, wenn wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren ist, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist, und dazu, dass man sich ein Beispiel nehme an ihren guten Werken... Durch die Schrift aber mag man nicht beweisen, dass man die Heiligen anrufen oder Hilfe bei Ihnen suchen soll. Denn es ist allein ein einziger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und Menschen: Jesus Christus.“ (Augsburgisches Bekenntnis Artikel 21)

Feiern wir also Allerheiligen? Ja, ganz bewusst in diesem Sinne!

Missionsfest

Versammelt euch und kommt miteinander herzu, ihr Entronnenen der Völker. Keine Erkenntnis haben, die sich abschleppen mit den Klötzen ihrer Götzen und zu einem Gott flehen, der nicht helfen kann... Wendet euch zu mir, so werdet ihr gerettet, aller Welt Enden; denn ich bin Gott, und sonst keiner mehr. Jesaja 45,20.22

Haben Sie auch einen Götzen? Natürlich haben Sie wahrscheinlich keinen, den Sie aus einem Holzklotz selbst geschnitzt oder aus einem Stein hergestellt haben. Moderne Menschen haben natürlich so etwas nicht. Also jetzt mal abgesehen von dem niedlichen kleinen Buddha, der so hübsch zu der Plastik-Lotusblüte im Badezimmer passt. Und dem Souvenir aus dem letzten Urlaub in Thailand. Und das Mitbringsel vom Mittelaltermarkt, so ein kleiner Thorshammer zum um den Hals hängen. Na ja, und dann noch die Heilsteine – die gab's als Gastgeschenk beim letzten Mädelsabend. Und den Anhänger mit meinem Sternzeichen. Aber sonst hat natürlich niemand was mit Götzendienst in Bezug auf materielle Figuren, Zeichen und Bilder zu tun.

Im Jesajabuch können wir ein Kapitel vor den obenstehenden Versen lesen, wie sich der Prophet angesichts solcher unaufgeklärten Dummheit entrüstet. Er sagt: Mensch, Leute! Stellt euch mal vor, da ist ein Mann, der hat einen Klotz Holz. Er macht zwei Teile draus. Den einen verwendet er als Brennholz zum Heizen und Kochen, aus dem anderen Teil macht er eine Götzenfigur, und dann kniet vor ihr nieder und betet sie an. Müsste ihm nicht auffallen, dass es das gleiche Holz ist, wenn er ein bisschen nachdenkt? Wie sollte dieses Holz ihm helfen können? (Jesaja 44,12-20) Ja, wirklich, keine Erkenntnis hat, wer solchen toten Götzen anhängt und von ihnen Hilfe erwartet.

Wer einmal von Menschen gehört hat, wie sie sich in ganz verschiedenen Religionen wirklich „abschleppen“ mit den Götzen, denen sie in abergläubischer Furcht dienen müssen, erkennt, wieviel Freiheit der Glaube an den lebendigen Gott bewirkt. „Wendet euch zu mir, aller Welt Enden!“ Das ist die Einladung Gottes an alle Menschen, überall auf der Welt. Das ist der Grund, warum es Mission gibt.

Und es ist ja nicht so, dass auch diejenigen, die „schon immer“ an den lebendigen Gott Glauben, seine Einladung, Hilfe bei ihm zu suchen und nicht woanders, das nicht auch immer wieder hören müssten. An einem Missionsfest müsste einer christlichen Gemeinde doch zuallererst gesagt werden, warum Mission denn nötig ist, wo doch alle sagen, man solle die Leute doch bitte einfach in Ruhe lassen, sie seien erstens glücklich, zweitens seien Grausamkeiten ggf. auch Teil ihrer Kultur, und drittens ginge uns das nichts an.

Und wenn es uns gesagt wird, dann merken wir, dass es uns ja doch was angeht. Dass wir auch solche Götzen haben, denen zu dienen uns sehr viel Kraft kostet und die doch nicht helfen, selbst wenn wir den ganzen neuheidnischen Schnickschnack nicht mitmachen.

Aber da ist vielleicht der Götze „Erfolg“, dem viele sehr viel opfern, auch Beziehungen und Lebensglück. Oder der Götze „Beliebtheit“, der gerade jungen Leuten einredet, sie würden endlich glücklich, wenn sie der Star der Reality-Show ihres Lebens wären. Auch der Götze „Fitness“ ist ein strenger Herr, der mehr Regeln von „du sollst das nicht essen und dies nicht tun“ aufstellt als die meisten Religionen. Leider schleppen sich auch viele Christen mit diesem und anderen Götzen ab.

Rettung und Hilfe ist bei dem wahren Gott, nicht bei den der Mode unterliegenden Götzen. Wie gut, dass wir heute daran erinnert werden.

Erntedankfest

**Du tränkst die Berge von oben her,
du machst das Land voll Früchte, die du schaffest.
Du lässest Gras wachsen für das Vieh
und Saat zu Nutz den Menschen,
dass du Brot aus der Erde hervorbringst,
dass der Wein erfreue des Menschen Herz
und sein Antlitz glänze vom Öl
und das Brot des Menschen Herz stärke.** Psalm 104,13-15

Das Erntedankfest steht vor der Tür. Nicht ganz unproblematisch, dieses Fest. Schließlich wollen möglichst große Kürbisse für den Altarschmuck organisiert und niedliche Kinder engagiert werden, um hoffentlich zahlreiche Erntegaben in die Kirche zu tragen. Die Kirche will geschmückt sein, die Erntekrone aufgehängt, der Altar mit Brot und Trauben verziert werden.

Dann steht die Kulisse – ja, und dann? Dann wird vielerorts nach Kräften kritisiert und problematisiert und das Bewusstsein geschärft. Wie wäre es denn stattdessen mal damit, am Erntedankfest einfach dankbar zu sein? Warum nicht an einem Tag im Kirchenjahr mal gezielt dem Schöpfer aller guten Gaben die Ehre geben? Ohne Gejammer und Gezeter, das sich wahlweise über die mangelnde Spendenfreudigkeit der Gemeinde oder ökologische Katastrophenszenarien verbreitet.

Das ist wohl gar nicht so leicht. In früheren Zeiten gab es regional unterschiedliche Erntedanktage; den Festanlass als solchen bedachte man aber mit dem Michaelisfest am 29. September. Der Dank für ein weiteres Jahr Leben und Gedeihen wurde mit der Dankbarkeit für den

Schutz der heiligen Engel verbunden, ohne deren Schutz dies nicht möglich gewesen wäre. Eigentlich ein ganz und gar fröhlicher, zusagender Festinhalt. Es geht um Gott den Schöpfer, der Mensch und Tier aus lauter Güte und Großzügigkeit versorgt und bewahrt hat durch seinen Schutz, seine Fürsorge. Nichts anderes als Fröhlichkeit und Dankbarkeit gebühren ihm dafür. So gesehen hat der festliche Schmuck der Kirchen durchaus seinen Sinn. Und alles Feiern und alle gemeinsamen Mahlzeiten auch.

Sicher werden Menschen, die nicht unmittelbar mit dem Ernten von Feldfrüchten zu tun haben, auch an alles andere dankbar denken und Gott dafür loben: was ihnen gelungen ist, was ihnen geschenkt wurde, wo sie bewahrt wurden vor Unfall und Schaden, wo sie die Schönheit der Schöpfung besonders erfahren durften, womit Gott sie jeden Tag versorgt. So wie es der Psalm 104 macht. Es lohnt sich, diesen Psalm einmal am Erntedankfest in ganzer Länge zu lesen und Gott so richtig ausgiebig zu loben für alles, was einem dabei in den Sinn kommt. Freu dich, es ist Erntedankfest! Wir haben nicht eine Umwelt, Christen haben eine Schöpfung, und sie kennen den Schöpfer. Und sein Urteil lautet: „Und siehe, es war sehr gut.“ (1. Mose 1,31) Und selbst als der Mensch verschuldet hatte, dass diese gute Schöpfung der Vergänglichkeit unterworfen wurde (Römer 8,20), hat Gott nicht gesagt: So, nun seht mal zu, wie ihr die Welt rettet, sondern er hat gesagt: „Solange die Erde besteht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. (1. Mose 8,22)

Vielleicht kennen Sie ja den Kanon, der die letzten Verse von Psalm 104 aufnimmt: „Die Herrlichkeit des Herrn, bleibe ewiglich, der Herr freue sich seiner Werke...“ Das ist Erntedank: Der Herr freut sich seiner Werke, und wir freuen uns mit.

